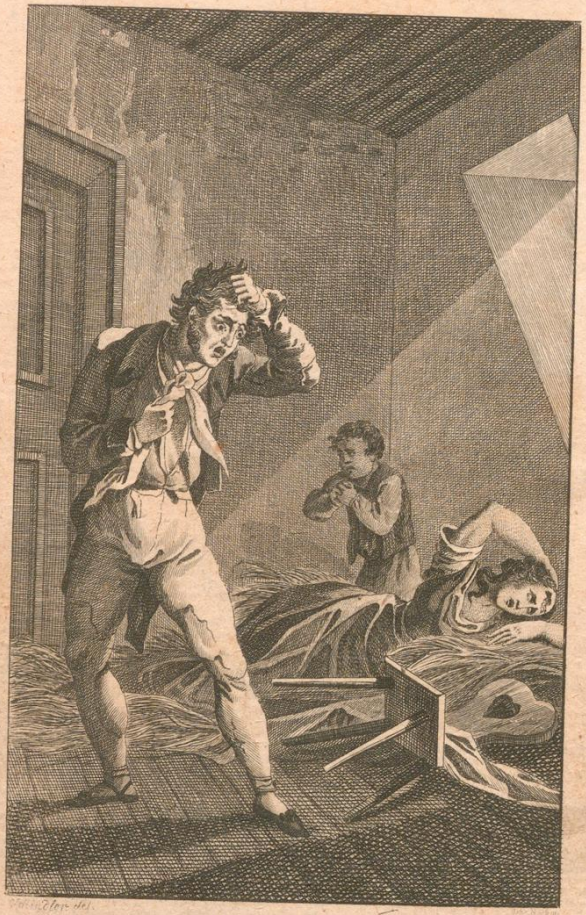
Wiener Stadt-Bibliothek
8720 A



8720

Die Tugend lohnt, das Laster straft sich selbst.

Dreißig neue und wahre Geschichten,

zur Ermunterung zum Guten,
zur Warnung vor dem Bösen

der
edleren Jugend erzählt

von

Ebersberg.

Wien, 1829.
Druck und Verlag von Leop. Grund.

A 8720

2N 791287

Sammlung
FRITZ BRUKNER

Vorwort.

Je bekannter der Mensch mit der Welt und den Ereignissen in derselben wird, desto klarer dringt sich ihm die Überzeugung auf, daß die Gerechtigkeit Gottes sich nicht nur im ewigen, sondern auch schon in dem irdischen Leben wunderbar bewähret, so daß die Tugend allemal in sich selbst ihren Lohn, und das Laster in sich selbst seine vergeltende Strafe findet. Kein täuschendes Scheinglück, das nur von Außen glänzt, kein Prunk, keine irdische Macht täuscht des Erfahrnen tieferen Blick; und je bekannter wir mit dem Lose der Sterblichen werden, desto inniger fühlen wir, daß es kein Glück ohne Tugend, und keine Tugend ohne eine innere Glückseligkeit, die uns die Erde zum Himmel macht, gebe.

Und wie wohlthätig wirkt diese Überzeugung auf des Sterblichen Sinn und Gemüth! welchen Trost gibt sie uns in Leiden und Drangsalen, wenn sie

uns unverdient heimsuchen! Beschirmt mit einem guten Gewissen, geschützt durch unsere Tugend, erkräftigt durch unser Vertrauen, können wir fest die nassen Blicke zum Himmel wenden und im gläubigen Vertrauen Hülfe und Segen hoffen. O dann entmuthigt uns kein Schlag des Mißgeschicks; dann kränkt uns nicht die Verfolgung der Bosheit und des Hasses; — denn alle Pfeile, welche das Laster der Tugend nachsendet, prellen wieder auf den Urheber selbst zurück!

Da ich aber für gute Menschen schreiben, Bedrückten und Leidenden gern Trost spenden möchte: so entstand dieses Büchlein, das nur wahre Begebenheiten aus dem wirklichen Leben guter und böser Menschen erzählet. Daß es doch dem Guten freundliche Ermunterung, dem Dulder reichlichen Trost gewähre! Gott ist es ja, der uns Alle ein Vater liebt; jeder Segen von Ihm — — gewiß, Er wird das Werk mit glücklichen Folgen krönen, weil Seines Arbeiters Wille redlich gewesen!

Dreißig kleine Erzählungen.

* * *

Nicht einsam gehst du, Wandrer, deine Bahn.
Es schließt bei'm hellen Tag und finstrer Nacht
Des Pilgerns sich ein Engel Gottes an,
Der jeden deiner Schritte wohl bewacht.
Das Gute lohnt er, läßt das Böse büßen;
Du kennst den Engel — nennest ihn Gewissen.

I.

Gewinn im Verlust.

Viele Kaufleute verlieren bei ihrem Geschäfte die sanftern Empfindungen des Herzens, und der Brennpunct ihres Sinnens und ihrer Freuden wird Geld. Unter diese gehört der Kaufmann Erivan nicht, obgleich er, seinem Berufe gemäß, das Geld sehr in Ehren hält, den Verlust ängstlich scheut und den Gewinn überaus liebt. Erivan's häusliche Verhältnisse sind die angenehmsten. Er besitzt eine reizende treue Gattin und zwey allerliebste Kinder, die ihm freilich noch theurer sind, als Kassen- und Hauptbuch.

Eben setzte er den kleinen Eduard auf seinem linken Beine zurecht, dessen sich dieser gerne wie eines Pferdchens bediente, als Rückert, der Buchhalter, mit finsterer Miene hereintritt und die unangenehme Kunde bringt, das Haus Lützen und Kompagnie habe die Zahlungen eingestellt; wodurch seinen Herrn Prinzipal ein Verlust von vier tausend Gulden treffe. Erivan fuhr polternd auf, setzte seinen kleinen Sohn unsanft auf den Boden, daß er laut aufschrie, und lief, auf den gefährlichen Stand

eines Kaufmannes, wie auf die Unredlichkeit der geschäfttreibenden Klassen, losdonnernd, zugleich erzürnt und niedergebeugt in der Stube umher. Nichts fruchtet der Zuspruch seiner Gattin Marie, nichts hilft des kleinen Eduard's Schluchzen am Boden. — »Vier tausend Gulden,« ruft Erivan, »das ist keine Kleinigkeit, und treffen mich noch ein Paar Verluste der Art, so bin ich zu Grunde gerichtet!« Er tobte noch eine Weile fort, gab dem alten Buchhalter die gemessenen strengsten Befehle, und eilte sehr niedergeschlagen dem Freien zu, um in der Luft Abkühlung für seinen Unmuth und Trost für seine Sorgen zu suchen.

Er war etwa hundert Schritte in seiner Hast fortgerannt, als er einen sehr reichen Mann, den man den Crösus der Stadt nannte, in einem prächtigen Wagen einherfahren sieht. Aber welch ein Anblick! Mit einer unheilbaren, abscheulichen Krankheit behaftet, die seit Jahren an seinem Leben nagt, sitzt der arme Reiche hager, blaß, die Augenhöhlen, den Mund selbst mit Geschwüren bedeckt, in seiner Carosse, ein leibhaftes Bild des bittersten Lebensüberdrusses. »Hm! was nützt dem Mann auch sein Geld,« brummte der Kaufmann halb unwillig vor sich, »ich möchte wahrlich an seiner Stelle nicht seyn. Sage man, was man will, Gesundheit gilt mehr, als aller Reichthum der Erde. Ich danke

Dir, lieber Gott, daß Du mich und die Meinen bei dieser erhältst!«

Sein Weg, den er nun nicht mehr so eilig verfolgte, ging über einen großen Platz, auf dem sich das Tribunal des Gerichtshofes befand. Auf der Strafbühne stand mit gebeugtem Haupte, dessen dunkle Haare schon zur Hälfte gebleicht waren, unter dem Getümmel der gaffenden und schaulustigen Menge, ein zur zehnjährigen schweren Kerkerstrafe abgeurtheilter Verbrecher. An seiner Brust hing eine Tafel, worauf mit großen Zügen stand: »Wegen Betrug und Meineid.« Erivan schaudert zusammen: »Der Unglückliche ist tief gefallen,« spricht er leise zu sich, »er verliert seine Freiheit und noch mehr als das Leben, auch seine Ehre. Was sind dagegen die Güter der Erde! Lieber Gott! wenn es Dein Wille, so nimm, was ich habe, nur lasse mich und die Meinen immer die Ruh' des Gewissens, immer die Ehre bewahren!«

Erivan ging nun ganz langsam und ruhig die Straßen hindurch; er sann über die jähe Aufwallung, die sich kurz vorher seiner bemächtigte, nach, und bereute sie fast. Schon hatte er Aufmerksamkeit gewonnen für alles, was um ihn vorging. So fiel ihm ein Wehgeschrei auf, das er dumpf in einem Hause vernam. Er blickt auf und sieht beim hellen Tage ein Gemach mit Kerzenlichte beleuchtet. Ein

Paar Männer, in schwarze Mäntel gehüllt, deuten eine Beute des Todes an. »Wen begräbt man,« fragt er mit Theilnahme. »»Den einzigen Sohn des Güterbesitzers da oben. Der Vater rauft sich im Schmerz die Haare aus, die Mutter ist wahnsinnig geworden,«« vernimmt er zur Antwort. Da fiel es ihm wie ein Stein auf die Brust, denn er war ja auch Vater. Wenn ihm sein lieber kleiner Eduard, oder die süße, herzliche Eveline ——. »Mein guter Vater im Himmel!« rief er, »wie milde handelst Du mit mir vor anderen Menschen. Du läßt mich im Besitze meiner Gesundheit, meiner Ehre, meiner Geliebten — und ich Undankbarer murre, wenn ich einige todte Schätze verliere!«

Und Erivan ging in glückseliger, gottergebener Stimmung nach Hause. Er blickte mit freudenthränenden Augen auf seine Kinder; er küßte die schmeichelnde Eveline; er rief den schüchternen Eduard, welcher die frühere Hast des Vaters noch nicht vergessen hatte, damit er den Ritt auf seinem Beine vollende, und sprach zur erstaunten, doch herzlich erfreuten Gattin nur die seelenvollen Worte: »Marie, wie gut ist der liebe Gott, und wie glücklich bin ich!«

Da kehrt der Buchhalter zurück und berichtet, daß er die nöthigen Schritte zur Verhaftung des Kaufmannes Lützen gethan, weil auf diesem Wege

von ihm vielleicht noch etwas zu erpressen seyn würde; aber Erivan sprach: »Bewahre uns Gott dafür, lieber Rückert, unsere Ruhe zu stören. Lützen hat Kinder — die vier tausend Gulden sind ja nicht mein ganzes Vermögen — der Himmel wird alles wohl fügen! Aber hören Sie, Rückert, da habe ich bei meinem heutigen Ausgang in der dunklen Ecke des Hauses die arme Schreiner-Familie bemerkt — ich muß gestehen, daß mir die Leute nie so elend vorgekommen wie heute. Sie haben, wie ich höre, alle Habe, sogar ihr Werkzeug in's Leihhaus gebracht; — nun, das müssen sie doch zurückhaben, um für ihre armen Würmer Brot zu erwerben. Rückert, sehen Sie, daß mit einem Paar Hundert Gulden den guten Leuten dauernd geholfen werde!«

II.

So groß ist die Macht des Gewissens.

In einem Flecken, nahe bei Magdeburg, wurde auf dem Felde unter Kornähren eine Frauensperson ermordet gefunden. Sie war in jenem Flecken ansäßig gewesen, hatte sich durch ihre Händearbeit ehrlich und ruhig ernährt, und mit Niemand, als einem jungen Manne Umgang gepflegt, von dem man nichts Übles wußte. Auch hatte sie, wie es das

ganze Dorf bezeugte, keinen Feind gehabt, weil sie keines Menschen Frieden verletzte. Man konnte daher keine Spur zur Entdeckung des Mörders finden.

Ein leiser Verdacht fiel zwar auf den jungen Mann, welcher bei der Unglücklichen öfters gesehen worden; aber weder seine frühere Lebensweise, noch andere Umstände gaben die geringste Gelegenheit zur Rechtfertigung solch eines Verdachtes, noch weniger dazu, gerichtliche Schritte gegen ihn zu veranlassen. — Die sämmtlichen Einwohner wünschten jedoch nichts sehnlicher, als die Entdeckung des Urhebers jener Gräuelthat, nicht nur um ihres Rufes, sondern auch der gefährdeten Sicherheit willen.

In diesem Orte befand sich ein sehr verständiger Pfarrer, der die Achtung und Liebe der ganzen Gemeinde genoß. Derselbe besaß einen ausgezeichneten Scharfsinn und hatte sich durch eine langjährige Erfahrung einen festen Blick in das Innere der Menschen erworben. Er ging auf das Feld, die Stelle zu besehen, auf welcher man die Ermordete gefunden hatte und auf der jene Gräuelthat auch verübt worden zu seyn schien. — Doch er fand hier nichts mehr, als einen mit Blut bedeckten Stein, welchen er mit sich nach Hause nam.

Gleich nach seiner Ankunft ließ er alle Glieder der Gemeinde zusammenberufen, und traf Mittel,

daß auch nicht Einer fehlte. Als sich diese erwartungsvoll eingefunden hatten, nahm er den mit Blut bespritzten Stein in die Hand, zeigte ihn den überraschten Anwesenden und sprach mit Nachdruck und all jenem Feuer, das die frische Erinnerung an diese gräßliche That erwecken mußte:

»Könnte dieser Stein reden, er würde den grausamen Mörder bald nennen. Unter uns muß er seyn, der Verruchte; in dieser Stube ist er; der Stein — das Blut weiset auf ihn. Meine lieben Brüder! dieses Blut hier am Steine schreit zu dem gerechten Vergelter im Himmel. Gedenke dieses, o Mörder, der du unter uns bist. Verschweige deine Blutschuld nicht! Sah Keiner zu, als du dieses Blut vergossen hast? auch Gott, der Allwissende nicht, vor dem die Nacht Licht seyn muß? Dein böses Gewissen, deine finstern Geberden, die Bläße deines Antlitzes — alles wird Dich verrathen!«

»Besinne dich, unglücklicher Mörder, noch in diesem Augenblick! Gib Gott, gib der Wahrheit die Ehre — rede, bekenne deine Missethat. Unschuldige kommen sonst in Verdacht, und du wirst vom Neuen zum Mörder. Gestehst du aber deine That, so kann noch Rath werden, deine verlorne Seele zu retten und sie der Barmherzigkeit des Allerhöchsten wieder theilhaftig zu machen. Jesus, der Heiland,

hat noch am Kreuze für seine Mörder gebeten: Vater, vergib ihnen!«

Nun trat der ehrwürdige Mann näher vor die Anwesenden hin. Seine silberweißen Haare hatten sich erhoben, die Wangen glühten, die Augen standen voll Thränen, und er fuhr fort zu reden:

»Wer aus Euch ein gutes Gewissen hat, der nehme diesen mit Menschenblut befleckten Stein in die Hand, wie ich es mache, halte ihn in die Höhe, als riefe er Gott zum Zeugen, und spreche laut: Unschuldig bin ich an diesem Blute!«

Dieses geschah. Der Pfarrer zuerst, die Anderen folgten, alle tief erschüttert und bewegt.

Nun kam die Reihe an den jungen Mann, gegen welchen der Verdacht obwaltete. Aller Augen wandten sich auf ihn, scharf und durchdringend blickte ihn der Pfarrer an. Blaß wie der Tod, zitternd an Händen und Füßen, mit den Zähnen klappernd und die Augen wild rollend, müht er sich vergebens, einen Schritt vorzutreten. Er langt nach dem Steine, dieser aber entfällt sogleich seiner bebenden Hand. Erschrocken fuhr er zurück, sank auf seine Knie und schrie, alle Angst des Gewissens in den Geberden und in dem Laut seiner zitternden Stimme:

»Wie kann ich läugnen? Dieses Blut zeugt doch wider mich! Ja, der Mörder bin ich. Gott sey mir gnädig!«

Nun sank er, wie leblos, zu Boden, erdrückt von der Gewalt des Gewissens. »O lernet, sehet, fühlet hier, was das Gewissen thut!« sprach der tief bewegte Pfarrer, »Auch in dem verruchtesten Gemüthe gibt es sein Recht nicht auf. Verlasset, o Brüder, nie die Wege des Guten!«

Der Mörder, den eine blinde Leidenschaft zu dieser entsetzlichen That geführt hatte, bekannte sein Vergehen bald umständlich vor den Gerichten, fügte sich mit Ergebung und der Überzeugung von der Größe seiner Schuld in die gesetzliche Strafe. Als er auf den Richtplatz geführt wurde, sprach er noch zu dem, ihn begleitenden Pfarrherrn: »Es ist entsetzlich, so sterben zu müssen; doch bin ich nicht ganz ohne Trost, denn Gott wird mir deßhalb mein ungeheures Verbrechen verzeihen; und hundertfach größer ist die Gewissensqual gewesen, welche ich seit dem Augenblicke, an dem ich jene Schreckensthat beging, unter Höllenpeinen gelitten, als es jene entehrende und schmerzliche Todesart seyn wird, die ich zur Sühnung meiner Vergehen nun leiden muß. — Jesus, mein Heiland, der Du für deine Mörder gebeten, o bitte für mich!«

III.

Was heute seyn kann, lasse nicht für morgen.

»Aber damit hat es ja bis morgen noch Zeit!« sprach mein Sohn Julius, als ich ihm mit einem strengen Blicke die Versäumniß eines Auftrages vorgeworfen hatte. »Wer weiß, mein Julius,« versetzte ich, noch immer sehr ernst, »Dinge, die oft geringfügig scheinen, sind in der That nichts weniger als unbedeutend: und dann glaube ich, daß Menschen, die an Pünctlichkeit und Ordnung in der Erfüllung ihrer Pflichten gewohnt sind, die geringfügigeren, wie die wichtigen, mit gleichem Eifer vollziehen, um so mehr, da Pflicht immer Pflicht bleibt. — Du weißt, mein Julius,« fuhr ich dann in sanfterem Tone fort, »wie zuwider mir das Verschieben von Leistungen ist, die gethan werden müssen! Gerade hierdurch fallen sie uns doppelt schwer, machen uns mißvergnügt mit uns selbst, ja, sind sogar oft Ursache des ganzen zerstörten Lebensglückes.«

— »Ei, Vater, solche Kleinigkeiten —«

»Für den ordentlichen Geschäftsmann, Julius, ist alles, was Pflicht ist, bedeutungsvoll. Gering-

fügige Handlungen können, wenn sie unterlassen werden, die nachtheiligsten Folgen haben. — Du kennst ja den unglücklichen Mann, der mich erst neulich um abgelegte Kleider ersuchte. Seine hagere Gestalt, die zurückgetretenen Augen, denen man es ansieht, daß sie sich matt und trocken geweint haben, die leidende Miene und der Ausdruck tiefen Schmerzes in seinem ganzen Wesen schien in dir Theilnam' erregt zu haben. Du hast selbst gehört, daß man von dem Armen sagt, es sey zu Zeiten in seinem Kopfe nicht vollkommen richtig, weßhalb ihm Jeder aus dem Wege geht und die Mittel nimmt, sich Brot zu erwerben; — wirst du dich an ihm spiegeln, wenn ich dir sage, daß eine Kleinigkeit, das um drei Tage verspätete Absenden eines Fleckchen Papiers, den Menschen in dieses Elend versetzte?«

»»Ei, Vater, das wäre!«« rief Julius, und blickte mich mit weit geöffneten Augen an.

»Dieser Unglückliche heißt Grünberg. Sein Vater war ein angesehener Wechsler in Berlin. Sehr beschäftigt mit seinem Reichthum, versäumte er Manches in des Sohnes Erziehung. Er sandte den Jüngling frühzeitig auf Reisen, wo er zwecklos viele schöne Thaler verwarf. So war der junge Grünberg auch nach Wien gekommen und gefiel sich da über die Maßen. Der lebenslustige, heitere Ton,

der dort herrscht, das vertrauliche, gutmüthige Wesen, das dem Österreicher vor Anderen eigen, sprachen ihn so an, daß er in einem immerwährenden Rausche von Vergnügungen und Erlustigungen lebte. Sein Vater hatte schon zweimal vergebens dessen Rückkehr verlangt; der junge Mensch vergaß über die Zerstreuungen der Fremde Heimat und Ältern.«

»An einem Tage kam er zu jenem Großhändler, dessen Kasse ich in früherer Zeit vorstand. Ich wies ihm ein kleines Billet, das ich eben vollendet hatte und an seinen Vetter, den Kommerzienrath Hayne in Berlin, überschrieb. »Senden Sie mit der heutigen Post Briefe an Ihren Herrn Vater?« fragte ich ihn. »»Ja,«« war die Antwort. »Nun so können Sie diese Zeilen mit einschließen,« versetzte ich, »die an Ihren Vetter gerichtet und von der größten Wichtigkeit sind. Ich gebe sie offen, weil auch Ihr Herr Vater daran Interesse finden könnte. Doch ich verlasse mich, Herr Grünberg, daß Sie dieses Briefchen heute noch absenden; sonst würde ich es lieber selbst thun, ob es gleich durch Sie passender und schicklicher wäre.« Der junge Mann beruhigte mich mit vielen Worten, nahm das unversiegelte Blatt und ging mit dem wiederholten Versprechen, es gleich zu besorgen, aus unserer Schreibstube fort.«

»Auf dem Wege nach seiner Wohnung begegnet ihm ein Bekannter, der ihn zu einem Spazierritte ladet. Grünberg nimmt ihn an, noch immer entschlossen, vor sieben Uhr zu Hause und mit dem Absenden seiner Briefe beschäftigt zu seyn. Der junge Mann unterhält sich vortrefflich; das vorgesteckte Ziel wird verlängert; zum Ende noch in einer der Umgebungen Wiens ein Besuch abgestattet — und darüber Briefe, Freund und Vater vergessen. Es war schon Mitternacht, als sich Grünberg beim Auskleiden und dem Hervorziehen des Inhalts seiner Seitentaschen an den nun leider versäumten Auftrag erinnert. Die Post war heute Sonnabend abgegangen, und erst nach drei Tagen, am Mittwoch, fand neue Aufgabe für die Berliner Post Statt.«

Unwillig über seine Vergessenheit, schlägt der junge Grünberg das Billet auseinander, und liest die wenigen Worte:

»»Wenn Sie, verehrter Herr Kommerzienrath, noch mit der Hamburger-Kompagnie in Verbindungen stehen, so nehmen Sie sogleich die in Potsdam für ihre Rechnung liegenden Waaren in Beschlag. Mehr bedarf es für Sie wohl nicht.««

»Ei, mit diesem Zettelchen wird es doch auch

seine Zeit haben!« rief der junge Grünberg, nu
meinem dringenden Ersuchen beinahe mehr, als vor
erst seiner Fahrlässigkeit zürnend. »Was doch di
Kleinigkeitskrämer für lästige Leute sind!« — Hier
mit legte er sich ruhig zu Bette, unterhielt sich di
folgenden Tage herrlich und dachte bis Mittwoc
der ganzen Sache nicht weiter. An diesem Tag
sandte er zwar das Billet in einem Briefe an seinen
Vater richtig ab; aber schon Sonntag darauf traf
eine Staffete hier ein, welche wegen dringenden
Angelegenheiten sogleich seine Rückkehr verlangte.
Er setzte sich also in den Wagen und flog, nicht
ohne Schmerz sich von Wien trennend, der väterli-
chen Heimath ahnungslos zu.«

»Doch schon in Breslau vernahm er zu seinem
nicht geringen Schrecken, daß vor wenigen Tagen
ein Banquerot der Hamburger Kompagnie ausge-
brochen und sein Vetter, der Kommerzienrath Hay-
ne, mit in denselben verwickelt sey. Man ließ ihn
durch ein kaltes und finsteres Benehmen ein noch
größeres Unglück ahnen. Grünberg wußte es leider,
daß sein Vater mit dem Kommerzienrath in der
engsten Verbindung gewesen.«

Voll von erschütternden Besorgnissen flog Grün-
berg seiner Vaterstadt zu. Die erste Person, welche
ihm aufstößt, ist der Handlungsführer seines Va-
ters. »O warum haben Sie den Beischluß Ihres

letzten Briefes nicht um einen Posttag früher gesendet,« rief ihm der Mann in Verzweiflung und voll gutmüthiger Hast entgegen; »alles wäre dann noch gerettet worden! Über dreimalhundert tausend Thaler an Waaren, die erst am Montage Nachmittag das Haus Löhr in gerichtliche Pfändung nahm, wären Hayne's und unsere Deckung gewesen! Ihr unglücklicher, bedaurungswürdiger Vater!«

»»Wie, Herr Röder, mein Vater?«« —

»Sie wissen also das Unglück noch nicht? Fassen Sie Sich, junger Mann! der Kommerzienrath hat, durch den Fall der Kompagnie zum Bettler geworden, sich zahlungsunfähig erklärt: Ihr Vater, mit der Kompagnie sowohl, wie mit dem Herrn Kommerzienrathe, in der engsten Geschäftsverbindung, konnte diesen Wechsel des Glücks nicht ertragen; er sah sein Haus mit in den Banquerot hineingezogen — und in der Verzweiflung hierüber hat er sich, seines irdischen und ewigen Heiles uneingedenk, — ach Sie müssen es erfahren! — gewaltsam das Leben genommen.«

Mit Todesblässe überzogen, starr und zitternd hört der junge Grünberg diese Schreckenskunde an, und fällt, fast leblos, in die Arme des Erzählers. Das Ende dieses beklagenswerthen Vorfalles war die Überzeugung, daß er ein Bettler sey, ohne Vermögen, ohne Kenntnisse, die eines erwerben

helfen, ohne Schutz und Schirm, ohne einen Freund, der ihm unter die Arme griffe! — Hierauf erfolgte eine gänzliche Abspannung seiner Kräfte. Die Todesart des unglückseligen Vaters hat seinen Lebensfrieden zerrissen; keine Thräne, keine Reue sühnt die Folgen seiner Fahrlässigkeit, ruft die geflohene Ruhe der Seele zurück! So schmachtet er, tief versenkt in inneren und äußeren Jammer. Du wirst dich nicht wundern, mein Sohn, wenn ich dir sage, daß seine Verstandskräfte solchen erschütternden Kämpfen erlagen. — Und an allen dem ist, du hast es ja gehört, eine Kleinigkeit Schuld!«

Julius lauschte den Worten seines Vaters; eine Thräne für den Unglücklichen glänzte in seinen Augen — er erwiederte nichts; aber es gibt nun keinen pünctlichen und fleißigen Jüngling, dem sich Julius nicht würdig zur Seite stellen darf.

IV.

Kein Gold gewinnt der Mutter Lieb und Treu'.

Die zärtlich und treu liebende Mutter erscheint als eine Gottheit in Menschengestalt an Liebe und an Wohlwollen. Die erwachsenen Kinder sind es nie im Stande, ihr für das viele Gute, das sie von

ihr empfangen haben, würdig genug zu danken. Oft vermögen sie nur, Thränen der Erkenntlichkeit zu geben. Denn die allgewaltige Mutterliebe achtet alle Beschwerden, jede körperliche Anstrengung und Ermüdung, welche die Auferziehung des Kindes erfordert, für nichts. Alles duldet die Mutter für ihr Kind, und ihre Liebe ist selbst stärker, als eigene Lebenslust. So achtet sie sogar des Todes schreckende Gestalt nicht, und wagt — um das von Gefahren umringte Kind zu retten — alles! Aus den tausend Beispielen dieser Art nehme ich eines aus der gemeineren Volksklasse, das mich, so oft ich dessen gedenke, immer bis in's Innerste rührt.

Elisabeth Ebel war an einen gemeinen Soldaten aus dem französischen Grenadier-Regimente von Zweibrücken verheirathet. Die Ehe war am 3. April 1780, gerade an dem Tag vor seiner Einschiffung nach Nordamerika, vollzogen worden. Sie brachte ihrem Manne am 20. März des folgenden Jahres zu Rhode-Island eine Tochter. Vater und Mutter waren über dieses Ereigniß mit Freuden erfüllt!

Aber schon im Monate Mai bekam das Regiment die Ordre, aufzubrechen, um den Feldzug in Virginien zu beginnen. Elisabeth Ebel war taub gegen die Rathschläge ihrer Freunde und selbst gegen die Bitten ihres Mannes, lieber zurückzublei-

ben und seiner Rückkehr zu harren. »Ich würde Dich wenig lieben,« sprach sie, »wenn ich meine Gemächlichkeit mehr achtete, als die Freude, um Dich zu seyn. Wer würde Dich pflegen, wenn Du krank oder verwundet würdest? Ich bin Dein Weib, und keine Beschwerde ist für mich zu groß, so bald ich sie um Deinetwillen leide.«

Sie folgte dem Heereszuge. Die ungebahnten Wege, die unbeschreibliche Hitze, unzählige Beschwerden dieses heißen Landstriches — alles Ungemach litt sie ohne Klagen, ohne das leiseste Murren. Ihr geliebtes Kind trug sie die ganze mühvolle Reise hindurch bald auf den Armen, bald auf den Schultern. Mehrere Amerikaner, welche die französischen Truppen vorbeiziehen sahen, bemerkten und bewunderten die Zärtlichkeit dieser Mutter; sie erboten sich, ihr das Kind abzukaufen, auf daß sie von der Last, welche bei der Länge des Marsches unerträglich werden mußte, befreit würde. Aber sie wies mit Standhaftigkeit, ja, mit Verachtung diesen Antrag von sich.

Das erwähnte Regiment langte in Hartfort, der Hauptstadt der Provinz Connecticut an, wo sich das königliche Heer versammelte und einige Zeit liegen blieb. Hier erneuerten verschiedene amerikanische Familien abermals den schon früher der, durch die Strapatzen des Heereszuges ganz entkräfteten und

ausgezehrten Mutter gemächten Vorschlag, ihr Kind zu verkaufen. Man bot ihr 250 Reichsthaler, eine für ihre Bedürfnisse und Armuth ungeheure Summe. Man stellte ihr vor, daß dieses Kind im Kriege und auf dem Marsche umkommen müßte. Aber heftig wies sie alle diese Anträge von sich: »Laßt mich in Ruhe,« sprach sie, »ich würde mein Kind für Euer ganzes Amerika nicht geben!«

Gerührt über so viele Mutterliebe bot sich ein reicher, kinderloser Pachter zu Hartfort, im Einverständnisse mit seiner Frau an, dieses Kind als seines anzunehmen und es vor Gericht öffentlich anerkennen zu lassen. Er setzte hinzu, daß ihm dann sein großes Vermögen übertragen und zur Beruhigung der Mutter in einem von geistlicher und weltlicher Behörde festgesetzten Vertrage gesichert werden würde. Aber selbst diese Anerbietungen, so verführerisch sie auch waren, konnten die Mutterliebe jenes edlen Weibes nimmer besiegen. »Ich liebe mein Kind zu sehr,« sprach sie auf eine einfache und rührende Weise, »daß mich dieses, wenn es einmal zur Vernunft gekommen, nicht wieder so lieben sollte, daß ihm die arme Mutter nicht theurer seyn würde, als Euer Vermögen, das Ihr ihm schenken wollt.« Und so nahm sie die lächelnde Kleine wieder auf den Rücken, wanderte mit dem Heere

unter tausend Beschwerlichkeiten und unsäglichen Gefahren von hier nach Boston, welches von Rhode-Island, von welchem Orte sie die Reise angetreten hatte, sechs hundert und fünfzig Meilen entfernt liegt. Die heldenmüthige Mutter war beinah' zum Skelett abgezehrt, ihr Rücken und ihre Arme waren fast eine einzige große, klaffende Wunde — aber sie blickte auf das lebende Kind, auf diese süße, dem Tod entrungene Beute, und in ihren Augen erglänzte eine Wonne, die sonst nur himmlischen Freuden angehört. Und indem sie ihr Kind an die Brust drückte, dessen liebliche, kleine Lippen küßte, vergaß sie alle Beschwerden und Leiden einer so weiten, uns, an Gemächlichkeiten so sehr gewöhnten Menschen, beinah' unbegreiflichen Reise!

Die französischen Generäle und Stabsoffiziere des königlichen Regimentes von Zweibrücken erstaunten über diesen schönen Zug einer unüberwindlichen Mutterliebe. Sie sammelten Beiträge für die kränkliche Mutter und überreichten ihr ein Geschenk von fünfzig Dukaten, das die Arme in den Stand setzte, sich zu pflegen und die verlorne Kraft zu gewinnen. Dergestalt kam die edelsinnige Mutter mit ihrem Kinde gesund und glücklich nach Landau, wo das Regiment in Garnison lag, zurück.

V.

Kein Schleier ist für den Betrug zu dicht.

Ein junger Mann — v. Adelstein wollen wir ihn nennen — war dem Spiele auf eine furchtbare Weise ergeben. Sein Vater, der sich um den Staat Verdienste erworben hatte, hinterließ ihm nebst einem ruhmvollen Namen ein großes Vermögen, das aber durch den wüsten Wandel des Erben leider zur Neige ging. Von dem Dämon seiner Leidenschaft beherrscht, stürzte Adelstein blind dem Verderben entgegen. Schon hatte er sich mit ansehnlichen Schulden belastet, schon hatte er sein Gut, sogar den kostbaren Schmuck seiner Frau auf eine unverzeihliche Weise verschleudert, als ihn eine bedeutende Spielschuld, die nach seinen Begriffen dringender, wie alle übrigen, war, in Verzweiflung versetzte. Er sann auf Mittel, seinen ungestümen Gläubiger zu befrieden und seinen Credit zu erhalten; aber er fand leider keines — als schändlichen Betrug.

Nur kurze Zeit kämpfte die Erinnerung an den Ruhm des Vaters und die Ehre seines Namens mit dem Versucher. Wer sich einmal einer Leidenschaft ganz hingegeben, ist ihre Beute auf ewig. Adelstein kannte einen biedern alten Juwelenhändler, dessen

geachteter Kunde sein Vater gewesen. Dieser Juwelier, der mehr in der alten, als neuern Zeit lebte, mochte noch unbedingten Kredit für sein Haus und seinen Namen haben. Er wurde daher zum Gegenstand des niedrigsten Betruges ersehen.

Gegen Abend fuhr Adelstein bei ihm vor, nahte sich ihm mit höflichem Stolz. »Ich wünsche für meine Gemalin Geschmeide zu kaufen,« sprach er zum alten Manne, »lassen Sie daher sehen, lieber Freund, der Sie meinen Vater immer redlich bedient haben, was Sie zu diesem Zwecke vorräthig besitzen.« Der Juwelier öffnet alle seine Schränke und weist Diamanten von sehr hohem Werthe. Adelstein legt die kostbarsten Gegenstände auf die Seite und spricht: »Es ist schwer, in Schmucksachen für eine Frau zu wählen. Mich würde es schmerzen, nicht ganz nach ihrem Wunsche zu handeln. Ich glaube, daß Sie keinen Anstand finden, mir diese Waare bis morgen früh zu vertrauen, damit ich meine Frau selbst darüber vernehme.«

Die Verlegenheit des Juweliers war nicht gering. Steine von so hohem Werth aus den Händen zu geben — einen Mann, dessen Vater Millionen hinterließ, durch Mißtrauen zu beleidigen — beides eine schwierige Sache! Endlich überläßt der alte, ehrliche Mann dem vornehmen Kunden den Schmuck.

Kein Dritter war in dem Gemache zugegen ge-

wesen. Adelstein steigt ruhig in seinen Wagen, fährt nach Hause, legt die Diamanten in einen Schrank und denkt über die Wege nach, wie er sie im Ausland ohne Aufsehen zu Geld machen könne. Er war an diesem Abend seit langer Zeit zum ersten Male zu Hause geblieben. Seine Gemalin, die ihn liebte, und mit herzzerreißendem Schmerz den Abgrund vor sich sah, dem er zulief, benützte diese Stunden, ihm seinen Wandel zu Gemüthe zu führen. Gereizt durch die schlechte Handlung, welche er eben auszuführen sann, fertigte er sie unsanft ab. So kam es zu gegenseitigen Vorwürfen. Mit vielen Thränen stellte ihm seine Gemalin das Elend vor, in welches sie gerathen müßten, und dem sie zum Theile bereits erlägen. »Hast du nicht meinen kostbaren Schmuck schon verspielt, den man auf zwei hundert Tausend Gulden geschätzt?« rief sie schluchzend; »doch ich will es vergessen, folge nur jetzt den Regungen Deines Herzens, und stürze Dich und mich nicht in's Verderben!«

Die bittere Erinnerung an das Geschmeide gab dem jungen Adelstein Gelegenheit, seine junge Frau zu beschämen und zu trösten. Ohne weiter zu überlegen, nimmt er aus dem Schranke das eben gebrachte, und spricht: »Haben diese Steine zum mindesten nicht den doppelten Werth, welchen dein Schmuck besaß? Sie werden Dir Ersatz gewäh-

ren.« Beim Anblick der Diamanten verstummt seine Frau; Adelstein aber erschrack jetzt über die Unvorsichtigkeit, unwillkürlich einen Theil seines Geheimnisses verrathen zu haben. Nach einigem Bedenken sprach er endlich zu ihr: »Nimm den ganzen Schmuck; bewahre ihn wohl, und was auch immer geschehe, verrathe sein Daseyn unter keiner Bedingung, wenn Du mich nicht des Lebens und der Ehre beraubt sehen willst. Ich verspreche Dir entgegen, nie mehr eine Karte zu berühren.«

Die unglückliche Frau erschrack bey diesem Antrage sehr; da er aber plötzlich auffuhr und nicht nur keine weitere Erklärung von sich gab, sondern mit wüthender Geberde in sie drang: so schwor sie, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß von dem Besitz dieser Edelsteine vor Niemand Erwähnung zu machen. Adelstein wurde nun ruhig, nahm nichts von dem Geschmeide, als einen Ring, und gab ihr dasselbe zur strengen Verwahrung.

Indessen Adelstein die Nacht freilich nicht ganz ruhig hinbrachte, schlief der biedere, alte Juwelier noch unruhiger. Es fing ihn nun sehr zu reuen an, daß er einen Schmuck von diesem Werthe, der ihm zum Theile bloß zum Verkauf anvertraut war und dessen Preis mehr, als sein ganzes Vermögen, betrug, aus dem Hause gegeben. Mit gefoltertem Herzen er-

wartete er den Anbruch des Tages; und kaum schlug die siebente Stunde, so stand er schon in Adelsteins Vorzimmer und begehrte dringend, mit dem gnädigen Herrn zu sprechen. Adelstein ließ ihn auf eine gelegnere Stunde bestellen; der Juwelier aber bestand mit solcher Hartnäckigkeit auf seinem Begehren, daß ihn der Wüstling endlich vorlassen mußte.

Der Juwelier traf ihn allein. Fest und mit besonnener Kälte trat ihm Adelstein entgegen und sprach im verweisenden Tone, indem er jenen Ring, den er vom Geschmeide zurückbehalten, vom Tische nahm: »Um solcher Kleinigkeit willen, wie dieser Ring, hätten Sie sich wohl zu einer schicklicheren Stunde hierher mühen können! Hier nehmen Sie ihn zurück; er taugt nicht für mich.«

Erstarrt und entsetzt hört ihn der alte Mann an; er traut kaum seinen Ohren und spricht endlich: »Verzeihen Sie, gnädiger Herr, es ist nicht die Rede von diesem Ringe allein, der nur ein unbedeutender Theil jenes Geschmeides ist, das ich Ihnen gestern anvertraut habe, sondern von allen jenen Edelsteinen, um deren willen Sie den Geschmack Ihrer Frau Gemalin berathen wollten!« — Mit Frechheit und polterndem Ungestüm läugnete Adelstein, außer diesem Ringe etwas von Edelsteinen zu wissen; nannte den zitternden Juwelier einen unverschämten Betrieger, den man der Justiz überliefern

sollte, und drohte, ihn durch seine Leute aus dem Hause schaffen zu lassen. Der Juwelenhändler beschwört ihn mit Thränen, dem grausamen Scherz ein Ende zu machen; erinnert ihn an seine Ehre, an seinen Vater, an sein Gewissen, seine Seligkeit – doch alles vergebens. Adelstein zieht die Glocke, und befiehlt seinen Dienern, den verrückten Mann mit Gewalt aus dem Hause zu schaffen.

Verzweifelt war die Lage, in welcher sich der unvorsichtige Juwelenhändler befand. Er hat das Geschmeide ohne Zeugen aus den Händen gegeben, er hat es einem Mann anvertraut, dessen Name bekannt und um der Verdienste seiner Vorältern von Einfluß war; überdieß wäre Adelsteins gestriger Besuch, wenn auch Jemand seinen Wagen vor des Juwelenhändlers Wohnung gesehen, durch die Rückgabe des Ringes entschuldigt gewesen. Mit Einem Worte, es fehlte ihm an allen Beweisen, um als Kläger aufzutreten; ja, er zweifelte sogar, unter solchen Umständen das Gericht zur Untersuchung der Wohnung Adelsteins vermögen zu können. In dieser trostlosen Lage kannte er kein Rettungsmittel als sich dem allgeliebten Kaiser Joseph zu Füßen zu werfen und von Seiner Gerechtigkeitsliebe und Weisheit gegen den schändlichsten Trug Schutz zu erflehen.

Er fand noch an diesem Morgen bei dem mein

schenfreundlichen Monarchen Zutritt. Mit bitteren Thränen klagte er das erlittene Unrecht. Der Kaiser erkannte aus dem Gemüthszustande, aus dem Tone des alten Mannes, aus der Art, mit welcher er schlicht und einfach den Vorgang erzählte, daß das Recht auf seiner Seite; er verkannte aber auch nicht, wie schwierig bei dem Grade von Unverschämtheit, welche der Betrieger bis jetzt bewiesen hatte, die Entlarvung desselben fallen müßte. Er verwies deßhalb dem armen Manne sein unvorsichtiges Zutrauen, und sandte einen Garde-Offizier zu Adelstein mit dem Befehle, daß dieser sogleich vor dem Kaiser erscheine.

Adelstein schauderte freilich zusammen, als die Vorladung des gerechtesten Beherrschers zu einer so ungewöhnlichen Stunde und so dringend erschien; doch er faßte sich bald, von der Überzeugung gestärkt, daß ihm keine Beweise des Betruges entgegen gestellt werden könnten. Mit sicherer Miene erschien er vor dem Kaiser. Joseph ließ den Juwelenhändler eintreten und sprach zu dem Angeklagten: »Sie haben von dem Manne hier gestern Edelsteine empfangen, und ihm heute die Zurückstellung derselben verweigert?« — »»Im Gegentheile, Eure Majestät,«« versetzte der Wüstling, »»ich habe von diesem Unglücklichen, den ich entweder für einen schändlichen Betrieger oder für einen Wahnsinnigen

halten muß, nichts als einen Ring übernommen, den ich ihm bereits zurückgestellt habe.«« — Der Kaiser verliert den Gleichmuth nicht. Seine Miene wird ernster und finsterer; er blickt den Beklagten durchdringend an und spricht: »Bedenken Sie wohl, ehe Sie antworten. Sie dürfen, wenn Sie die Wahrheit gestehen, auf Meine Milde zählen; aber befürchten Sie im Gegentheil alles von Meiner Strenge. Ich frage Sie also zum letzten Male: wo haben Sie das anvertraute Geschmeide?« — »»Eure Majestät, ich besitze keines; den Ring, welchen ich besaß, habe ich zurückgestellt.««

Der Kaiser hatte indessen mit sich überlegt und geahnet, daß bei einem Betrug dieser Art wohl auch die Gattin des Verdächtigen Mitwisserin seyn könne. Ruhig versetzte er also nach der wiederholten Betheuerung Adelsteins: »Nun denn, schreiben Sie, was ich Ihnen ansagen werde.« Adelstein ergriff mit etwas zitternder Hand die Feder, und Joseph dictirte folgende Zeilen:

Ich mußte dem Kaiser alles gestehen. Aus der größten Gefahr kannst Du mich und Dich selbst nur dadurch erretten, daß Du dem Überbringer den Schmuck sogleich übergibst.

»Überschreiben Sie dieses an Ihre Gemalin,« fuhr der Kaiser fort. Adelstein bebte; doch es blieb

kein Ausweg übrig; er mußte gehorchen. Der Kaiser sandte das Billet an Adelsteins Frau, und ließ den Kläger, wie den Beklagten, im Vorzimmer unter Aufsicht der Wache den Erfolg abwarten. Nach kurzer Zeit trat der Abgesandte mit dem Schmuckkästchen herein, dessen Inhalt der Juwelenhändler sogleich für die dargeliehenen Edelsteine erkannte. Adelstein sank halb ohnmächtig zu den Füßen des zürnenden Kaisers, seine Milde anflehend; doch dieser sprach: »Ich habe es vorher gesagt, daß Ich mit Strenge handeln werde. Zwey Mal haben Sie gewagt, mit frecher Stirn Ihren Fürsten zu belügen; auch ist der verübte Betrug zu niedrig, um für den Verbrecher Mitleid in Anspruch zu nehmen. Man wird Sie dem Kriminalgerichte übergeben, das mit Ihnen nach dem Gesetze verfahren und in Ihrer Bestrafung ein Beispiel aufstellen möge, wie tief oft Söhne verdienstvoller Ältern fallen, wenn man sie nicht in früher Jugend gelehrt hat, ihren Leidenschaften Zügel anzulegen, und durch rege Thätigkeit dem Staate nützlich zu werden!«

Der Kaiser sprach es; das Gericht handelte sein Amt und entschied zehnjährige Kerkerstrafe für den Betrieger. — Diese Erzählung ist durchaus keine Erdichtung, sondern, den Namen des Verbrechers abgerechnet, buchstäbliche Wahrheit. Möge sie Kindern reicher und biederer Ältern zur warnenden Lehre dienen!

VI.

Ein edler Mensch blickt gern auf die Vergangenheit zurück.

Karl Freysing war der Sohn eines armen Schullehrers auf dem Lande. Seine gute Singstimme hatte ihm die Aufnahme in das Stadtconvict verschafft. Hier fand er Gelegenheit, sich mit vollem Fleiß auf die Wissenschaften zu verlegen. Sein Vater, ein biederer und verständiger Mann, ließ es nicht an Ermunterungen fehlen. So oft er ihn sah, sprach er gemüthlich und ernst: »Wir sind arm, Karl; die Kenntnisse, die du erringst, werden das Erbtheil seyn, welches ich dir hinterlassen kann. Lerne daher, so viel du erlernen kannst; aber vergiß vor allen nicht, daß die Tugenden einen bedeutenden Vorzug vor dem Verstande haben. Nur, wenn du mit einer gelehrten Bildung innere Güte vereinst, kannst du der Stolz und die Freude deines Vaters seyn!«

Freysing behielt diese Lehren des Besten der Väter im Gedächtnisse. Auf seiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn hielt er sich ferne von Neid und

allen niederen Leidenschaften, denen sich junge Leute, wenn sie in engeren Vereinen leben, sonst so gern hinzugeben pflegen. Er behielt sein reines, kindlich frommes Gemüth, und errang Schätze von Kenntnissen, die ihn früh bemerkbar machten und auszeichneten.

So kam es, daß Freysing sogleich nach vollendeten Studien eine Anstellung im Staatsdienst erhielt. Sein Feuereifer für alles Gute, seine kluge Mäßigung, seine redliche Ausdauer und jene ungeheuchelte Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland, die er weniger durch Worte als durch Thaten bewies, förderten ihn mit Schnelligkeit in der betretenen Bahn weiter. Schon nach zwölf Jahren seiner öffentlichen Dienstzeit hatte er sich bis zur Würde eines Rathes emporgeschwungen. So besaß er nun nicht nur eine einträgliche, sondern auch einflußreiche Stelle. »Wem das Glück wohl will, der steigt,« riefen die scheelsüchtigen Neider. Aber gerechte und erfahrne Männer erkannten hierin neuerdings den Beweis, daß Zufall und Glück an den Lebensereignissen der Sterblichen einen viel geringeren Antheil haben, als Kurzsichtige oder Übelwollende denken; sondern daß Kenntnisse, Umgangsweisheit und unser Wandel vor Gott und den Menschen den größten Einfluß auf unsere Schicksale üben.

Freysing fühlte sich in dem Besitze der Achtung aller guten Menschen vollkommen glücklich, und er

empfand keine unruhige Sehnsucht, als die, daß seine Ältern noch lebten, um gegen sie die große Schuld kindlicher Dankbarkeit abtragen zu können. Diese waren ihm leider in den letzten Jahren seiner Studien schon gestorben; ihr Segen aber war bei ihm immer geblieben.

Oft dachte er ihrer und Aller, die ihm in seiner Kindheit wohlgewollt und Gutes gethan; oft erinnerte er sich des armen, aber freundlichen Fleckens, in dem er die glücklichste Zeit des sorgenlosen Alters verlebt. Immer inniger ward der Wunsch, dieses alles noch Ein Mal zu sehen — jene Spielplätze, auf welchen er sich als armer Knabe herumgetummelt, jene Bäume, von deren Gipfel er so manches Vogelnest geholt, dessen Besitz ihn dazumal mehr erfreute, als jetzt Tausende von beneideten Schätzen. »Welche Erinnerungen knüpfen sich an die kindliche Heimat!« sprach er zu seinen Freunden, »ich halte den für schlecht und böse, der das niedere Haus, in dem er geboren und erzogen wurde, nicht höher, als den schimmernden Pallast eines Fürsten, schätzt.«

Häufige Anstrengung in den Berufsgeschäften hatten Freysing's Gesundheit etwas schwankend gemacht. Der Präsident seiner Stelle rieth ihm daher, sich einige Wochen Ruhe zu gönnen, und be-

willigte dem würdigen Staatsbeamten gern einen Urlaub zur Herstellung der verlornen Kräfte. Dieser Zeitpunct schien dem Rathe Freysing der gelegenste, eine kleine Reise nach seinem Geburtsorte anzutreten. Er hatte es seinem Diener und Kutscher strenge verboten, seinen Namen zu nennen, denn er wollte sich mit der Erinnerung an die längst hingeschwundene glückliche Kindheit unerkannt freuen und vor lästiger Neugier und kriechender Höflichkeit sicher bleiben. Da in dem Dorfe nur eine armselige Herberge war, so sah er sich genöthigt, bei dem Gerichtsverwalter einzusprechen, der ihn denn auch mit deutscher Biederkeit aufnahm.

Gleich nach dem einfachen Mahle verlangte er, in die Dorfschule geführt zu werden. »Das soll gerne geschehen,« sprach der Gerichtsverwalter, »ich habe ohnedieß in der Nähe noch ein Geschäft; denn ein an das Schulhaus stoßendes Häuschen ist heute im gerichtlichen Weg zu veräußern.« — »»Und wie nennt sich dessen Eigenthümer,«« fragte der Rath. »Die alte Regine besitzt es bis heute. Sie ist ohne Verschulden heruntergekommen; und nie bin ich noch so ungern zu einem solchen Geschäfte gegangen,« war die Antwort. Eine plötzliche Röthe überflog das Antlitz des Rathes. Er erinnerte sich dieser alten Regine sehr wohl. Sie war häufig im väterli-

chen Hause gewesen, hatte ihn, als Kind, oft auf den Armen getragen, ihm zu seinem Namenstage und an andern Festen stets die schönsten Äpfel und Stollen gespendet. Der wichtigste Dienst, den sie ihm geleistet, war aber dieser, daß sie ihn einst, als er durch jugendliche Unbesonnenheit in den nahen Dorfteich, der zur Schwemme diente, gerathen und in Gefahr, zu ertrinken, gekommen, aus demselben herausgezogen hatte. Auf solche Weise erfuhr er nun, daß Regine noch am Leben sey; sie stand vor seiner lebhaften Einbildung, und sein Herz fühlte erkenntlich, was er ihr aus der glücklichen Zeit der Kindheit verdankte.

Mit solchen Gedanken war er schweigend bis zur Dorfschule gekommen. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich seiner, als er durch die niedere Thür eintrat. Wehmuth und Freude, beides glänzte unverkennbar in seinen Augen. Jede Ecke, jeder Stuhl, jedes Geräth erweckte ganz eigene Erinnerungen in ihm. In der Schule selbst gewahrte er an der Wand unter reinlichem Glase folgende Zeilen, die er vor dreißig Jahren selbst als Probeschrift zur Prüfungszeit geschrieben:

»Senk' nicht die Blicke nieder,
Mit Liebe fang' nur an;
Was einst ein Mensch gethan,
Ein Andrer kann es wieder!«

Sein Name »Karl Freysing« war mit unterfertigt. Mit feuchten Augen wandte sich der Rath zum Schullehrer. »Was kostet diese Schrift, wie sie hier hängt mit Rahmen und Glas?« Dieser aber versetzte mit Wärme: »»Herr, sie ist uns nicht feil. Der, welcher dieses geschrieben, saß zu meines Vorgängers Zeiten mit auf denselben Bänken, die Sie hier sehen. Nun ist er ein vornehmer Herr und Rath des Fürsten geworden. Diese arme Schule ist darauf stolz, ihn erzogen zu haben.« Freysing war über diese Äußerung sehr gerührt. Er schickte sich an, die Schule zu verlassen, und stand schon an der Schwelle, als ihn ein durchdringendes Klaggeschrey aus seiner ruhigen Gemüthsstimmung weckte.

Die alte Regine war es, die sich zu den Füßen des Verwalters stürzte, laut schluchzte und um die Einstellung der Feilbietung ihres Hauses flehte. »Es wird mir nichts übrig bleiben,« rief sie, »nichts für den Rest meiner alten Tage. Wo soll ich Schutz gegen den nahenden Winter finden? Gott, soll ich unter freiem Himmel verderben! Die Ziege, die mich bis jetzt nährte, hat man mir verkauft — mir bleibt keine Hoffnung, kein Trost!«

Der Verwalter war etwas abstoßend und rauh; der Rath war zu sehr bewegt, um die verzweifelnde Alte mit Worten trösten zu können. »Ich wollte, daß Niemand böte, wenn ich das Haus ausrufe,« sprach der Gerichtsverwalter leise, »so könnte ihr für den Winter doch noch geholfen werden.«

Schon war eine Menge Neugieriger um das Häuschen versammelt. Der Dorfschulze erinnerte, daß es nun an der Zeit sey, den Verkaufsact zu beginnen. Ungern schickte sich der Verwalter dazu an, und der Rath wünschte, hierbei Zeuge zu seyn.

Das Haus wurde nun ausgerufen. Der Ruf ertönte zum ersten Male — Niemand entgegnete; mit heiterer Miene sprach ihn der Verwalter zum zweiten Male aus — kein Anbot erscholl: doch wie er die Stimme zum dritten und letzten Male erheben will, wendet sich plötzlich sein Begleiter, der Rath, und ruft: »Ich kaufe das Haus!«

Alle Anwesenden erstaunen, die alte Regine jammert, die Landleute murren, der Gerichtsverwalter sieht ernst und zweifelnd auf seinen Gast hin. »Ist es Ihr Ernst — Sie erstehen die Hütte der armen Regine?« fragt er, die Augen mißtrauisch auf denselben gewendet. — »Ja, wie ich sagte, und dieß — Regine für Dich.« Die jammernde Alte blickt auf, fällt dem Unbekannten zu Füßen, stammelt Dank. »Kennst Du Deinen

Karl nicht,« rief er mit Wärme, »den armen Karl Freysing, dem Du das Leben gerettet? Was kann ich weniger thun, als Deine alten Tage vor Jammer und Elend bewahren. Hier ist der kleine Kaufschilling für Deine Hütte; hier, Regine, hast Du Geld für die nothwendigsten Bedürfnisse; und zürne mir nicht, daß ich meiner Schuld jetzt erst gedenke!«

»Der Rath Freysing!« riefen die Anwesenden; »seht, das ist der arme kleine Schulmeister-Karl, der nun ein großer Herr in der Hauptstadt geworden? Und wie er die arme Regine beglückt — ja, er ist nicht nur groß geworden, er ist auch gut geblieben!« Der Gerichtsverwalter, der Schulze — alle freuten sich nach ländlicher, ungezwungener Weise; die Dorfbewohner drängten sich ungestümm herzu, seine Hände zu küssen. Regine aber schrie laut: »Ich habe Ihn aus dem Wasser gezogen, in meinen Armen getragen;« und der Schullehrer sprach mit freudig lächelnder Miene: »Nun, da ich auch sein Herz kenne, gäb' ich für's ganze Dorf die Schrift in der Schule nicht!«

Der Rath Freysing rechnete diese Stunde zu der glücklichsten seines Lebens. Jene ungestüme,

ungekünstelte Herzlichkeit der Landleute, jene ausschweifende Freude der alten Regine, das schöne Bewußtseyn, eine alte Schuld abgetragen, mit wenigen Mitteln Glückliche gemacht zu haben — welch eine Wonne goß ihm alles dieses in sein empfindsames Herz! »Wie ängstlich jagt der Städter der Zerstreuung, dem Glücke nach!« sprach er, als er zu sich selbst kommen konnte, und wieder allein war, »welch hohe Summen bietet er in toller Verschwendung auf, sich Vergnügen zu schaffen. O wüßte er, wie leicht es erkauft wird, wenn man gute Menschen, die Unglück drückt, glücklich macht — fürwahr, man würde wenig leidtragende und vom Jammer ausgezehrte Gestalten auf Gottes schöner Erde umherwandeln sehen!«

Nach einigen Jahren vernahm der Rath Freysing, daß dieses Dorf von seinem bisherigen Besitzer feil geboten werde. Er unterließ nicht, ihm einen vortheilhaften Antrag als Käufer zu machen. In kurzem war der Kauf richtig, und Freysing Herr dieser Herrschaft. Mit welchem Jubel diese Nachricht auf jenem Flecken aufgenommen worden, kann man sich denken. Freysing wurde nun der geliebte, allverehrte Wohlthäter Aller. Auf dem ganzen Dorfe gab es bald keinen Armen, keinen Elenden mehr.

Die Schule desselben aber wurde in kurzer Zeit durch sein edles Mitwirken eine Pflanzstätte wahrer Volksbildung, aus welcher viele gute und nützliche Bürger hervortraten. Mit großen goldenen Buchstaben ließ der edle Gutsbesitzer seinen Wahlspruch vor das Schulthor setzen; und jeder Fremde, der aus der Ferne zu dieser Musterschule reisete, las mit Rührung den ermunternden Zuruf:

Senk' nicht die Blicke nieder,
Mit Liebe fang' nur an;
Was einst ein Mensch gethan,
Ein Andrer kann es wieder!

VII.

Eines Trunkenbolds Leben und Ende.

In meiner frühen Jugend war ich einige Jahre der Obhut meines Oheims, der eine Oberbeamtenstelle auf dem Lande versah, anvertraut. Da traf es sich, daß einmal ein junger Mann von gar besonderem Ansehen kam, der um Unterstützung bettelte. Seine Kleider waren schlecht und zerrissen; seine Züge würden einnehmend gewesen seyn, wenn sie nicht Spuren von Leidenschaften in sich gehabt hätten. Fast etwas Grauenerregendes hatte eine gewisse widerliche Röthe seines Gesichtes, die besonders an der Stirn und Nase hervortrat. Hingegen war

der Blick jenes Menschen wehmüthig, sein Vortrag gefällig und rührend; zudem redete er meinen guten Oheim in drei Sprachen an, in welchen er sich äußerst gewählt und geläufig auszudrücken verstand; so daß wir bald den Wunsch in uns fühlten, etwas Näheres von seinen Schicksalen zu wissen, um ihm vielleicht Hilfe leisten zu können.

»Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Erde,« fing er im Mitleid erregenden Tone an, »von Kindheit an ist das Schicksal, mich auf die grausamste Weise zu verfolgen, nicht müde geworden. Ich durfte nur einen Wunsch hegen, um überzeugt zu seyn, daß das Gegentheil in Kürze eintreffen werde. Was nützt es, meine traurigen Lebensverhältnisse, die nichts als herbe Leiden umfassen, aus einander zu setzen — genug, daß ich, in allen meinen Bestrebungen, wie von einer übernatürlichen Macht, gehemmt, oft schon dem schönsten Ziele nah, wieder in jenes Elend zurückgeschleudert wurde, in dem Sie mich sehen. Ich habe studiert, besitze Kenntnisse, die mich brauchbar machen, und kann dennoch kaum so viel erringen, als das nöthigste Bedürfniß erfordert. Wenn mir nicht bald Rettung aus meinem Jammer wird, so zehrt mich das Ungeziefer auf, und ich sterbe am ersten besten Düngerhaufen den Hungertod.«

Mein guter Oheim wurde durch die traurige

Lage dieses Menschen gerührt. »An Ihrem Lose tragen Sie gewiß Schuld, junger Mann,« sprach er, »denn Jedweder ist seines Schicksals Meister. Doch das Unglück bessert, und ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie Verirrungen, die Sie in diese Lage gestürzt haben müssen, aufrichtig bereuen und von jetzt an durch einen tugendhaften Wandel wieder gut machen werden. Wenn Ihnen eine kleine Anstellung wünschenswerth scheint, so können Sie bei mir als Schreiber bleiben; Ihr Weiterkommen wird dann nur von Ihrem Benehmen und Ihrer Verwendung abhängen.«

Wer war glücklicher als Burkhard, so hieß der arme Mann. Er küßte, mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen, meines Oheims Hand und versprach mehr, als dieser verlangte. Mein Oheim ließ ihm Kleider reichen, damit er sich des Bettlergewandes entledige, wies ihm eine kleine Wohnung an und ließ ihn sogleich mit dem Nöthigsten versehen.

Im Anfang ging alles wohl. Der junge Mensch entwickelte brauchbare Kenntnisse, zeigte sich vom besten Willen beseelt; sein Umgang war ansprechend, unterhaltend und lehrreich. Mein Oheim fühlte sich im Innern stolz, einen Mann, der eines besseren Schicksals so würdig schien, aus seinem unverdienten Jammer gezogen zu haben; aber diese Freude dauerte nicht lange.

Der junge Mensch war kaum acht Tage in un
serer Mitte gewesen, als er, von meinem Oheim
zum Einkassiren einiger kleinen Forderungen ausge
sandt, über die gewöhnliche Stunde außer dem Hau
blieb. Es ward Abend, und er war noch nicht e
schienen. Der Oheim empfand Besorgniß um ihn
ich aber, der ich ihn lieb gewonnen hatte, da e
mir öfters Unterricht in fremden Sprachen gab, wa
in der herzlichsten Angst. Mit trüben und sehnsüch
tigen Blicken sah ich unverrückt nach der Hausthür
hin — als ich endlich zwei Männer gewahrte, welch
mit gleichgiltiger Miene unsern Burkhard ohne Hu
und Oberrock, über und über mit Koth besudelt
Gesicht und Hände voll Blut, zur Thüre herein
schleppten. Burkhard lallte unverständliche Wort
Ich schrie laut auf: »Oheim, Burkhard wurd
von Räubern verwundet!«

Inzwischen ließen ihn die beiden Männer los
er aber stürzte der Länge nach über die Thürschwell
hin, und brach, mit dem Boden gleichsam ringend
in gräßliche Verwünschungen aus. »Er ist kran
— er hat den Verstand verloren!« rief ic
mit geängstigtem Herzen den herbeikommenden Haus
leuten zu. Doch diese erklärten mir, daß Burkhar
betrunken sey. Er war der erste Betrunkene
den ich seit meiner Geburt gesehen; und nie ist di
ser häßliche Anblick meinem Gedächtniß entschwun

den; nie habe ich es so lebhaft gefühlt, als damals, daß Trunkenheit den Menschen tief unter das Vieh erniedrige!

Burkhard hatte all das eingenommene Geld, sogar Hut und Oberrock vertrunken, und dazu noch einige Schulden gemacht. Mein Oheim war sehr aufgebracht. Er ließ den jungen Mann am folgenden Tage zu sich kommen. Mit niedergeschlagener, halb verzweifelnder Miene erschien Burkhard, zitternd am ganzen Leibe. »Ich will Ihnen über Ihr Vergehen keine Vorwürfe machen,« sprach der Oheim finster und streng; »so viel werden Sie einsehen, daß Sie nun nicht mehr in meinem Dienste bleiben können, denn unter allen Lastern ist jenes der Trunkenheit das gefährlichste und abscheulichste.« — Nach diesen Worten fiel Burkhard zu seinen Füßen. »Haben Sie Mitleid mit mir,« rief er schluchzend. »Nun, da Sie meinen fluchwürdigen Hang zum Trunke selbst entdeckt haben, will ich Ihnen offen gestehen, daß er die Ursache an all meinem Elende ist. Wohl zwanzig Mal kam mir schon freundlich das Glück entgegen, bot mir auf verschiedenen Bahnen die lächelndsten Aussichten dar — aber durch dieses unüberwindliche Laster habe ich dessen Gunst immer wieder verscherzt. So bin ich bis auf die Stufe heruntergekommen, auf der ich jetzt stehe, weit unter meinen Fähigkeiten und meinen Ansprüchen. Tau-

send Schwüre habe ich gethan, nie mehr Wein
trinken, aber eben so oft habe ich sie gebroche
Sobald ich Geld in meiner Tasche fühle, zieht
mich, wie mit höllischer Gewalt, fort, meinem Unt
gang zu. Ich zittere — ein unausstehlicher R
zieht meine Gurgel zusammen, die Zunge lech
wie von teuflischer Hitze getrocknet — ich verli
den Verstand — die besten Vorsätze schwinden
mein Verderben ist dann entschieden! — Beim a
mächtigen Gott haben Sie nun, da Sie meine
jammernswerthe Neigung kennen, Mitleid mit m
helfen Sie mir, ein Laster besiegen, das ich ver
scheue, weil es mich in unabsehbares Elend stür
Sperren Sie mich in's Gefängniß, behandeln S
mich mit Härte — versuchen Sie alles zu mein
Besserung; ich übergebe mich Ihren Händen oh
Bedingung; nur stoßen Sie mich nicht von sich —
bitte Sie darum bei Allem, was Ihnen theuer u
heilig ist.«

Ich schluchzte laut — faßte zitternd des Ohei
Hand; ich konnte nichts, als die Worte stammel
»Oheim, guter Oheim, ich bitte für ih

»Vielen Dank, lieber Sigmund,« fuhr Bu
hard, zu mir sich wendend, fort. »Spiegeln S
sich an mir; verabscheuen Sie in Ihrem Alter je
geistige Getränk, und merken Sie es sich wohl, d
ich in meiner frühen Jugend schon zum Säufer

zogen ward. Die allzugroße Zärtlichkeit meiner Mutter hielt das Wasser der Gesundheit nicht zuträglich. So lernte ich Wein und geistige Getränke trinken und lieben. Unmerklich wuchs dieß mit den Jahren, und nun kann ich nicht mehr, was ich so gern wollte — mich den Armen eines entsetzlichen Lasters entreißen, das mich grinsend in den Abgrund des schrecklichsten Verderbens zieht.«

Mein Oheim wurde gerührt. Er redete dem jungen Menschen ernst zu, ermahnte ihn, diese Vorsätze oft zu erneuern, und versprach ihm zum Ende, ihn bei sich zu behalten und alles zu versuchen, ihn aus den Krallen der Trunkenheit mit Gewalt zu befreien.

Mehrere Tage ging das wohl wieder gut. Allein bald erschreckte er uns auf eine ähnliche Weise. Ob er gleich im nüchternen Zustand der verträglichste und ruhigste Mensch war, so ward er, wenn Wein in seinem Kopf stieg, der unerträglichste Zänker. Wenn er nun gar berauscht war, so stürzte er wie ein wildes Thier auf Jeden los, der ihm mit Wort oder That entgegen wollte. Es kam so weit, daß er sich sogar an der Person meines Oheims vergriff. Dieser aber bewies eine unglaubliche Sanftmuth und Geduld. Er verbot allen nahe liegenden Schankhäusern, seinem Schreiber für Geld oder auf Kredit Wein auszufolgen — doch ohne Erfolg. Er

sperrte denselben endlich für einige Tage auf sein Zimmer ein. Doch aus dem vergitterten Fenster schrie Burkhard um des Himmelswillen nach Wein, den ihm denn auch Landleute auf sein inständiges Bitten darreichten. So fand ihn der überraschte Oheim selbst als Gefangenen betrunkener, denn je.

Da er nun einmal im Rausche Feuer anlegte, was freilich sogleich wahrgenommen und wieder gelöscht wurde, so sah ihn mein Oheim und Alle nicht nur für unverbesserlich, sondern auch für einen höchst gefährlichen Menschen an. In dem nahen Markte hatte sich eben eine erledigte Holzschreiberstelle gefunden, die Burkhard ansuchte und auch erlangte, da mein Oheim, trotz seinen Bitten, fest bei dem Entschlusse blieb, ihn aus dem Hause zu weisen.

Burkhard ging also und versprach beim Scheiden, die wohlgemeinten Ermahnungen recht zu beherzigen. Das Glück schien ihm noch einmal einen heiteren Strahl zuzusenden. Eine für seinen Stand ziemlich reiche Witwe ließ sich, von seinem einnehmenden Wesen verführt, zum Ehebündniß mit ihm verleiten. Er hatte dergestalt eine ganz behagliche Existenz gewonnen, schien nun an der häuslichen Ruhe Gefallen finden und zum Guten zurückkehren zu wollen.

Diese seine Vorsätze schienen sich um so mehr

zu verwirklichen, da er nun auch Vater ward. Doch sein Beruf, den er jetzt erwählt hatte, gab ihm zu viele Gelegenheit, in das alte Laster zu verfallen, auf daß er dieselbe immer zu fliehen vermocht hätte. Bald mied er seine Gattin, sein Haus — und lebte nun wieder, mehr als sonst, in Herbergen und in Wirthshäusern. In der Trunkenheit handelte er aber immer unvernünftiger als ein Thier, warf das Geld mit vollen Händen weg, machte Schulden, wenn er keines mehr hatte, und versoff so ein Stück nach dem andern. Das unglückliche Weib, welches ihn geheirathet hatte, verlor nun auch die Geduld. Sie sah das ihm zugebrachte Vermögen vergeudet, sich und ihr Kind dem grausen Elende Preis gegeben — und in solchen Fällen weicht der Engel der Liebe und häuslichen Ruhe gar bald. Diese Uneinigkeit und Zwietracht bewirkte nichts als Mißhandlungen, und so ward beiden Theilen das Leben auf der Erde im Kurzen zur Hölle.

Burkhard kam nun, wie alle Säufer, auf's Branntwein-Trinken, denn der Wein hatte schon zu wenig Kraft und Reiz für ihn. Er nährte sich nun beinahe vom Trunk allein. Täglich fand man ihn bewußtlos, bald auf freier Straße, bald unter den Bänken des Wirthshauses liegen. So war er der elendeste Mensch geworden; sein Verstand war gänzlich geschwunden, und in seinem Gefühle

nichts, als die rohesten Leidenschaften übrig geblieben. Wenn man ihn dann nach Hause brachte, schäumte er vor Wuth, fluchte auf Menschen und Gott, mißhandelte Weib und Kind, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Sein unglückliches Weib lag ausgezehrt auf einem Strohhaufen, denn er hatte ihr das Bett unter dem Leibe für Branntwein verkauft. Sein armes Kind schrie vor Hunger. Da rief ihm die unglückliche Frau, als er einst wieder im schrecklichsten Rausch in die Stube taumelte: »Nichtswürdiger Trunkenbold — wann wirst Du aufhören, gegen Dein eigenes Kind und gegen mich ein Teufel zu seyn!«

Diese Worte, im größten Unwillen gesprochen, vermehrten des Trunkenen Wuth. Der Schaum floß ihm von dem Munde, in Strömen stand der Schweiß auf seiner furchenvollen Stirn, die rothen Warzen seiner Nase schwollen, wie von selbst entzündet, auf, und beleuchteten sein gräßlich verzerrtes Gesicht; die Augen traten weit hervor und rollten furchtbar im Kreise, das gebleichte Haar aber bäumte sich wild. Er springt mit weit auseinandergesetzten Beinen auf die Unglückliche hin, ergreift mit teuflischer Wuth den einzigen Stuhl der geplünderten Stube, wirft ihr ihn an den Kopf, daß laut krachend die Hirnschale berstet und die Unglückliche

mit einem erstickten Schrei sterbend auf ihr Strohlager sinkt.

Plötzlich schwand nach diesem Schreckensereignisse, wie weggezaubert, sein Rausch. Er kommt zu sich, er sieht ihr Blut, vernimmt ihr Todesröcheln, sieht das konvulsivische Zucken der Lebensgeister; — er sinkt auf seine Knie. Dann springt er wieder auf; er raset, er brüllt. Mit furchtbarer Wuth reißt er sich die Haare von seinem Haupt, läuft gegen die Wände der Stube: »Ich verfluchter Mörder!« ruft er, daß es in dem unglückseligen Hause gräßlich widerhallt. »Fort zu dem Gerichte, fort auf das Rad mit dir, verruchter Leib, daß du eine Speise der Raben und ein Leckerbissen der Hölle werdest!« So verzweifelt er; vergißt sich, seine Seele, seinen Gott. Wild reißt er die Thür aus ihren Angeln, springt hinaus, will in's Freie gelangen; er verfehlt die Treppe, und mit lautem Gepolter, fortwährend sich selbst verwünschend, stürzt er vom dritten Stockwerk des Hauses hinunter.

Hier finden ihn die Herbeigeeilten mit dem Tode ringend, fürchterliche Wunden am Haupte, Rippen, Beine und Arme gebrochen. Eines seiner Augen war durch den schrecklichen Fall ganz herausgerissen worden und hing tief in das Gesicht herab. — — Erst nach zwölf leidenvollen, schrecklichen Stunden

haucht er unter unsäglichen Martern seine See
aus. Gott hatte ihm die Gnade gegeben, dur
den Beistand eines Priesters die begangenen Sü
den bereuen und des Erlösers unendliche Barmhe
zigkeit anflehen zu können. — Mit Furcht ste
der Landmann noch an seinem Grabeshügel, u
Viele nehmen an seinem Wandel und Ende e
warnendes Beispiel.

So sah auch ich den Unglückseligen, da ich eb
an seinem Todestage mit dem Oheim in jenem Fl
cken gewesen. Ich schauderte zurück, sank beina
ohnmächtig nieder. Als ich aber die Gräuelthat d
Sterbenden hörte und sein schreckliches Ende sah
da bekam ich einen lebenslänglichen Abscheu vor d
Trunkenheit, der noch jetzt so lebhaft in mir ist, d
ich nie geistige Getränke, nie Wein trinke u
nichts ärger scheue, als in thierischer Le
denschaft mich selbst, die Vernunft un
mein Vertrauen auf Gott zu verliere

VIII.

Ein guter Gott wacht über uns.

Wo wir hin blicken, können wir den Finger Go
tes gewahren. Wie zuvor, werden auch jetzt no
Wunder gewirkt; aber wir Menschen achten ihr

im Weltgeiste wohl allzu wenig und schreiben oft auf Rechnung des Zufalls, was Schickung des Allmächtigen und Folge Seiner alles umfassenden Vorsicht ist. Oft kann es Jeder in seinem Leben bemerken, wenn er seine Schicksale nur aufmerksam überdenket, wie wahr jene trostreiche göttliche Verheißung ist: Auch nicht Ein Haar von eurem Haupte soll gekrümmt werden, ohne den Willen eures Vaters im Himmel.

Ja, ein guter Gott bewahret uns Alle! Es muß uns wohl thun, gewiß zu wissen, daß Gott unser Gebeth erhört, wenn dessen Gewährung wirklich zu unserem Frommen ist, und daß Sein allsehendes Auge stets väterlich über Seine Kinder wacht. Folgende Erzählung mag einer aus den Tausenden Belegen seyn, die wir in unserem Leben selbst finden können.

Ich kenne einen reichen Kaufmann, der ein sehr rechtschaffener Mensch ist, Gutes übt, so viel er vermag, und im häuslichen Glücke und in jenem seiner Mitmenschen auch das seinige sucht. Dieser Biedermann verfügte sich in Handlungsgeschäften nach Rotterdam, wo er viele Verbindungen hatte. Von hier aus wollte er auch noch nach Seeland reisen, um einige Waaren einzukaufen.

Zwischen Rotterdam und Seeland ist ein eigenes Reiseschiff errichtet, das zu gewissen Zeiten ab-

geht und ankömmt. Der Kaufmann miethete darauf einen Platz. Er bezahlte ihn sogleich und nannte dem Schiffer seine Wohnung mit der Bitte, jemand zu ihm zu senden, wenn das Schiff abgehen würde, damit er zur rechten Zeit eintreffen und sich zugleich sein Gepäck nachtragen lassen könne. Hierauf ging er wieder in seinen Gasthof zurück, ließ sich das Mittagsmahl auftragen und war sehr heiterer Laune. Es herrschte eine stille, freundliche Witterung. Er freute sich daher schon im Voraus auf den Genuß dieser kleinen Seereise und wiegte seine Einbildungskraft in den lächelndsten Bildern.

So saß er lange bei Tische, als plötzlich der Schiffsknecht eintrat, sich den Mantelsack ausbat, und ankündete, daß das Schiff sogleich abgehen werde. »Er möchte daher nicht säumen; die Passagiere wären versammelt.« Wie dieser Mensch die Thür öffnet, durchfährt meinen Freund ein unerklärbarer, fieberhafter Schauer; eine heftige Angst bemächtigt sich seiner, das Herz zittert ihm im Leibe, und plötzlich durchzuckt ihn die Warnung, er dürfe nicht mitreisen. Als er nun zaudert, spricht der Knecht: »Aber, mein Herr, das Schiff wird vom Lande abstoßen — man wartet nur noch auf Sie.« — »»Ich reise nicht mit,«« spricht er, nach kurzer Überlegung, entschlossen. »Sie haben Ihren Platz bezahlt, und erhalten das Legegeld

nicht mehr zurück. Darum müssen Sie kommen,« versetzt der Knecht. — Der Kaufmann ärgert sich über sich selbst. Schon will er ihm folgen, aber die Füße versagen ihm den Dienst, er vermag das Wort: »Ja, ich komme,« nicht von der Zunge zu bringen. »»So fahrt denn in Gottes Namen ab, ich bleibe,«« ruft er endlich, seinem kindischen Zagen zürnend. Nun verläßt ihn der Schiffsknecht und das Schiff begann bald seinen Lauf. — Mit einem Mal war des Kaufmannes Angst verschwunden, er wünscht das Reiseschiff, wenn gleich vergeblich, wieder zurück, und grollt auf sich selbst, da er sich seine frühere Angst gar nicht erklären kann. Er war doch bei so vielen Wasserreisen auf manchem Schiffe gewesen, und nie hatte ihn jener ängstliche, unerklärbare Widerwille befallen! — Doch das Geschehene war nun einmal nicht zu ändern.

Er beschloß, am kommenden Tag nach Hause zu reisen. Damit ihm dieser Nachmittag nicht zu lang würde, machte er bei einem Verwandten einen Besuch. Es war gegen drei Uhr. Als er über die Gasse ging, stand eine große, pechschwarze Wolke über dem Himmel, einige schwere Regentropfen fielen herab, doch so, daß die Steine kaum naß wurden; auch blitzte es in der Ferne, und einmal vernahm man das Rollen des Donners. Bald aber ward es wieder freundlich und hell. Er hatte indes-

sen bei seinem Verwandten Kaffee getrunken und dort in freundlicher Gesellschaft zwei frohe Stunden verlebt.

Als er wieder in den Gasthof zurückkehrt, um sich frühzeitig zur Ruhe zu begeben, vernimmt er das Gerücht, das eben nach Seeland abgesegelte Schiff habe der Blitz getroffen, es sey in Meeresgrund gesunken und Niemand mit dem Leben davon gekommen. Wie dem geretteten Kaufmann hierbei zu Muthe war, kann man leicht denken! Und bald darauf lief auch die Bestätigung dieser schrecklichen Nachricht ein, welche Balken, Bretter, Segel und Maste des verunglückten Reiseschiffes, von dem Seewind an's Ufer getrieben, bald zur Gewißheit steigern.

Mit Thränen in den Augen flieht der gerettete Kaufmann in seine Herberge, — stürzt in sein Gemach, fällt auf seine Knie und dankt Gott aus dem Grunde des Herzens für seine Rettung.

Wer aber konnte diesen biedern Mann, von dessen Existenz das Lebensglück einer biedern Gattin und mehrerer unmündigen Kinder abhing, gerettet haben, als die allwaltende Vorsicht? Freilich sind auf jenem Reiseschiffe mehrere Menschen umgekommen, die jene Warnung nicht erhalten zu haben scheinen; aber wer weiß den Grund, warum diese nicht auch vor solch einem gähen Lebensende bewahrt worden sind? Gewiß hatten Einige in ihrer weltlichen

Laufbahn Alles vollendet, was Gottes Fügung von ihnen vollendet haben wollte; Andere aber würden vielleicht noch Böses gestiftet, ihrem irdischen und ewigen Heil geschadet haben — und so war der schnelle und unerwartete Tod für sie gleichfalls eine Bewahrung, gleichfalls eine Wohlthat, von der gütigen Hand des Allvaters gespendet. Seine Wege sind unserer schwachen Einsicht oft unerklärbar, aber sie sind immer höchst weise und gut. Wir wollen sie daher nicht beklügeln, sondern sie preisen, Seiner Vatergüte trostreich vertrauen, Ihn lieben und anbeten, so lang wir auf unserer Pilgerbahn weilen, in Freud' und im Leide!

IX.

Mehr, als Menschensatzung, das Bewußtseyn.

Der königliche Rath Conti traf seine Gemalin Therese in Trauer versunken. Theresen's Gemüth hatte an Tiefe und Reinheit nicht seines Gleichen. Conti forschte theilnehmend nach der Ursache ihres Kummers. Sie warf sich in seine Arme und klagte mit Thränen den Undank zweier Freundinen an, von welchen sie sonst mit Versicherungen der Lieb' und Beweisen von Zärtlichkeit überhäuft worden war. Therese hatte nämlich erfahren, daß Emilie

und Konstanze sie in einer Gesellschaft mit beißende
Spöttereien verfolgt, ja selbst ihren Ruf auf ein
verleumderische Weise gekränkt hatten. Darüber w
sie beinah' untröstlich, denn es that ihrem Herze
so weh, von Freundinen, für die sie das Leben g
lassen hätte, bitter getäuscht worden zu seyn.

Der Rath Conti gab sich Mühe, die liebens
würdige Gattin zu beruhigen. Er sprach im Allg
meinen über die Veränderlichkeit der menschliche
Gesinnungen; behauptete, daß unter Weibern se
ten oder nie wahre Freundschaft herrsche, und ga
seiner weinenden Therese zu verstehen, daß man im
mer wohl thue, gegen jeden seiner nicht hinlänglic
bewährten Freunde sich so zu benehmen, als ob e
täglich unser Feind werden könnte. »Was kümmer
Dich endlich, liebe Therese, die Falschheit einige
Weiber?« fuhr er im tröstenden Tone fort, »besitze
Du nicht meine Liebe, nicht die Liebe Deiner Kin
der? Von dem großen Haufen wahrhaft erkannt un
geliebt zu werden, ist schwer, und wem an dem Ur
theile desselben allzu viel liegt, der läuft Kränkun
gen und dem Kummer gerad' in die Arme. Las
Deine treulosen Freundinen, verzeih' ihnen sogar
denn ich glaube nicht, daß sie aus Bosheit, sonder
nur aus menschlicher Schwäche gefehlt haben. Ei
edelmüthiges Betragen ist für solche Beleidigunge
immer die schmerzlichste Strafe.«

Conti war mit der reizbaren Gemüthsart seiner Gattin zu wohl vertraut, um hoffen zu können, daß er sie jetzt mit Vernunftgründen ganz beruhigen würde. Er schwieg daher über diese Angelegenheit, und verdoppelte seine Zärtlichkeit gegen sie. Wirklich war auch Therese Abends vollkommen heiter. Conti las eben an ihrer Seite. Sie bat ihn, ihr etwas mitzutheilen, und dieser versetzte: »Ich lese hier Marmontels Briefe. Darunter ist einer, der mich lebhaft ergriffen. Es wird für Dich nicht ohne Interesse, vielleicht nicht ohne Nutzen seyn, wenn Du ihn anhörst. Marmontel beschreibt die Krönung eines französischen Königs mit den lebhaftesten Farben. So lautet diese Stelle:«

»Unmöglich ist es, den plötzlichen, tiefen Eindruck zu beschreiben, welchen der Augenblick hervorbringt, in dem Ludwig, mit der Krone Carl des Großen auf dem Haupte, von den Pairs des Königreiches umgeben, mitten unter seinem Volke, auf einem erhabenen Throne sich niederläßt. Denken Sie sich dieß Gemälde! Kaum verkünden die Trompeten, Glocken und der Donner der Kanonen, daß die Krönung vollbracht ist, so öffnen sich die Pforten, das zahllose Volk strömt hinein, füllt in einem Augenblick die ungeheure Kirche, deren Gewölbe von dem einstimmigen Rufe: Es lebe der König! ertönt; ein tausendfaches Echo gibt ihn zurück, tau-

fendfach verstärkt durch die Stimme Aller, welche der Krönung selbst beiwohnten. Die Kirchengesänge schweigen, die Trompeten verstummen, die Glocken verhallen, der Donner der Kanonen vermag nicht durchzudringen, — und sieh', eine unaussprechliche Wehmuth ergriff plötzlich die ganze Versammlung, Thränen flossen aus jedem Auge; die durch Schluchzen erstickte Stimme konnte dem Herzen nicht mehr Luft machen, und plötzlich erhob sich ein allgemeines Händeklatschen; die Großen des Reiches, der Hof, das Volk, alle von gleichen Empfindungen überwältigt, drückten sie alle auf gleiche Weise aus. Die schöne Trunkenheit der Freude hatte den höchsten Gipfel erreicht, Zujauchzen und Beifallklatschen wechselten unaufhörlich und verdoppelten sich, als die Brüder des Königs sammt den Prinzen von Geblüt sich dem Thron näherten, um den Friedenskuß zu empfangen. Der heiße Wunsch des Volkes für eine so köstliche Eintracht verlautbarte sich in dem einstimmigen Jubel. Jedes hörbare Worte in den Hymnen der Kirche, welches auf die Tugenden des Königs, die Liebe zu seinem Volke, das Glück seiner Regierung deutete, wurde herausgehoben und mit dem Geschrei: Es lebe der König! begleitet.

Aber könnt' ich vergessen, was in diesem Gemälde am meisten rührte? Die Königin hatte mit ihren Blicken, in welchen sich die zärtlichste Theil-

nahme malte, jeden Schritt der Ceremonie verfolgt; mit unbeweglicher Aufmerksamkeit, kaum Athem schöpfend, saß sie da, verlor den König nicht eine Minute aus dem Gesichte, ertrug ihre tiefe Rührung, und erleichterte die Brust nur durch Thränen. Doch in dem Augenblicke, wo der allgemeine Jubel plötzlich ausbrach, in diesem Augenblicke des schönsten Triumphes, den je die Liebe zubereitet — da wurde der Eindruck zu gewaltig; sie konnte ihn nicht länger ertragen, verschwand und verlor dadurch einige Minuten von dem schönsten Tag ihres Lebens. Diese rührende Scene verdoppelte den Euthusiasmus der Versammlung, und als die Königin wieder erschien, erfüllte die Nation den theuersten Wunsch ihres Königs, und Ihm wurde jetzt der Genuß der stürmischen Huldigung, welche das Volk den Tugenden seiner Gemalin darbrachte.

So endete dieses erhabene Schauspiel. Ein Afrikaner wurde davon fast eben so tief gerührt, als wir Alle. Ja, der Gesandte von Tripolis wurde in diesem Augenblicke Franzose. Ich stand neben ihm, ich habe seine Thränen über seinen langen Bart rinnen sehen.

Mit gleichem Zujauchzen wurde der König bis zu seinem Palast begleitet. Er schien innig bewegt durch diese Merkmale der Liebe seines Volkes. Als er, nach aufgehobener Tafel, vernommen, daß das

Volk ihn noch ein Mal zu sehen wünsche, ließ
verkünden, daß er sich in die Gallerie verfüge
werde, welche von dem Palaste bis zum Eingan
der Kirche führt. Sogleich ordnete sich das Vo
von selbst in zwei Reihen. Der König kam, ohn
Wache, ohne Begleitung, ganz allein mit der K
nigin. Er blieb lange mitten unter dem gedrängte
Haufen, ließ sich von Diesem anrühren, lieh Jene
das Ohr, antwortete Jedem freundlich, blieb au
wohl stehen, wenn man mit ihm reden wollte
sprach mit allen durch seelenvolle Blicke. Diese rüh
rende Popularität hat übrigens die Einwohner vo
Rheims nicht überrascht; sie waren durch eine An
wort des Königs vorbereitet, welche er auf die Fra
ertheilte: ob man, nach altem Herkommen, di
Straßen, durch welche Er gehen würde, mit Ta
peten behängen sollte? — Nein, sagte er, mic
und mein Volk muß nichts hindern, ein
ander zu sehen.«

Dieß las der Rath Conti und hielt nun bewe
inne. Seine Gattin blickte gerührt auf ihn. »Un
dieser glückliche König war —« fragte sie

»»Ludwig, der Sechzehnte,«« tönte di
Antwort. »»Eben derselbe Ludwig, der einige Jahr
darauf unter Kränkungen und Schmach auf de
Blutbühne sein Leben geendet. Guter Ludwig! un
ter den Stimmen, die dir im Tempel zujauchzten,

befanden sich schon einige, die später das Todesurtheil über dich aussprachen, und unter den Händen, welche dir so wüthend zuklatschten, waren vielleicht schon die, welche dein Haupt vom Rumpf trennen sollten.«

»Bittre Lehre für die Fürsten!« sprach Therese erschüttert.

»»Nicht für die Fürsten allein, für alle Menschen!«« versetzte der Gatte. »»Wer kann auf augenblickliche Regungen der Menschen mehr vertrau'n, als auf etwas, das länger lebt, wie diese, seine Tugend, seinen Gott. Und du warst heute um der veränderten Gesinnung zweier Weiber willen betrübt? Du schämst dich deines Schmerzes, und ich schweige davon. — Aber meinst du, daß Ludwig an dem Tage seiner Krönung glücklicher gewesen seyn mag, als an dem Tage seines Todes? Ich glaube fest, daß das Sterben mit einem ruhigen Gewissen und dem Bewußtseyn der Unschuld auch ein Krönungstag sey, an dem uns keine vergängliche, sondern die ewige Krone zu Theil wird. — Lasse uns daher das Urtheil des blinden Haufens zwar nicht verachten; aber erfreuen und betrüben wir uns nicht mehr darüber, als es die Veränderlichkeit desselben verdient. So würden sich die Menschen im größeren, wie im kleineren Wirkungskreise, manchen unnützen Kummer ersparen!«

X.

Vor allen sey gehorsam, jeder Pflich getreu.

Cajetan Sternau hatte leider in jenen Ja ren den Vater verloren, in denen man dessen L tung am nöthigsten braucht. Es sind dieß die Jah des heranreifenden Jünglings. Dem männlichen A ter eben so nahe, wie an Gesinnungen und an fahrung davon entfernt, reißt sie ihr glühend Jugendfeuer oft zu Thorheiten hin, die schädl für ihre ganze Zukunft wirken. Nie im Leben hab wir eine herrschende Gewalt außer uns nöthig aber nie ist auch das Verlangen, sich ihr zu entz hen, größer und heftiger. In solcher Zeit sind l der oft die Worte einer liebenden Mutter zu taub Ohren gesprochen. Dieses Los traf auch Cajeta Mutter. Obwohl er sie liebte, so glaubte er s doch in der, seinem Alter so eigenen Anmaßu ihren Ermahnungen weit überlegen, und dach es seinem männlichen Charakter schuldig zu seyn willkührlich in allem zu handeln. Vergebens floß Angela's Thränen. Cajetan bereute zwar Anfang Ursache der mütterlichen Betrübniß zu seyn; folgte jedoch bald wieder seinem unbändigen Wese

und hielt sich für klug genug, sich selbst vor Schaden zu hüten.

Als Sternau auf die Universität gezogen war, fanden sich bald junge Leute ein, welche ähnliche Gesinnungen hegten. Dieser Umgang hatte auf dessen Herz und Geist den nachtheiligsten Einfluß. Seiner Talente ungeachtet vernachlässigte er das Gründliche der Wissenschaften, und, über viele Zweige derselben oberflächlich belehrt, steigerte er die hohe Meinung, welche er von sich hatte, bis auf den unerträglichsten Grad frecher Anmaßung. Seine Denkart war mit nichts weniger, als mit der ersten Pflicht eines werdenden Staatsbürgers, mit dem Gehorsam, vertraut. Sein Ton und Benehmen wurde immer anstößiger; und so ging die Langmuth seiner Vorgesetzten zu Ende. Diese glaubten, es den übrigen Studierenden schuldig zu seyn, sie von einem so schädlichen Umgang zu befreien. Sternau erhielt, aus Schonung für seine arme Mutter, die ernstliche Weisung, die Universität freiwillig zu verlassen, widrigen Falles man ihn öffentlich, und mit der ganzen Strenge des Gesetzes, von derselben zu entfernen verpflichtet seyn würde.

Sternau hatte noch jüngere Geschwister, welchen die Schmach, die ihn getroffen, nicht unbekannt bleiben konte. »Ich hatte gehofft, daß

du an ihnen Vaterstelle vertreten würdest« — sprach seine Mutter im wehmüthigen Tone. Mehr konnte sie nicht sagen, denn ihr Herz war von Kränkung zerrissen. Weniger Reue als Wuth hatte sich aber ihres Sohnes bemächtigt. Kaum war er wieder zur Besinnung gekommen, so brach er in Verwünschungen über die Vorgesetzten und über sein Schicksal aus. Alles hatte Schuld an der Demüthigung, die er erlitten — und nur in sich allein konnte er keine Veranlassung finden.

Vergebens war Angela's Bemühen, ihn zu einer richtigen Ansicht über seine bisherige Lebensweise zurückzuführen; ihn für nützliche Beschäftigung, für einen festen Stand zu gewinnen. Einer schien seinem Stolz zu gering, der andere seiner Kraft zu beschwerlich. So zog er es vor, ein müßiges und zweckloses Leben zu führen.

Es ist nicht möglich, bei einer unthätigen Lebensart zufrieden zu seyn. Nichts ist mehr wahr, als die Behauptung, daß der größte Theil der Mißvergnügten aus Faulheit und Arbeitsscheu entspringt. Die Schuld, daß Sternau keine Anstellung finden konnte, schob er auf die Verfassung seines Staates. Ja, er wagte es sogar, über Maßregeln und Einrichtungen desselben, deren Beurtheilung weit über seine Einsichten ging, öffentlich und in ungeziemenden Ausdrücken abzusprechen.

Ein solches Benehmen konnte nicht lange verborgen bleiben. Cajetan ward vor die öffentliche Behörde gerufen, welche sich früher von seiner nicht löblichen Aufführung Kenntniß zu verschaffen gewußt hatte.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die rohesten und ungezogensten Menschen immer den wenigsten Muth haben, und überall, wo ihnen Recht und Würde entgegentritt, die Fassung verlieren. Je rauher und frecher ihre Sprache in vermeinter Sicherheit war, desto kriechender und feiger beweisen sie sich dann, wenn es sich ernst um Rechtfertigung ihrer Ungezogenheit handelt. Blaß und zitternd erschien Cajetan Sternau, die gerichtliche Vorforderung in der Hand; seine Zunge vermochte es kaum, seinen Namen zu nennen, um den Beweggrund der Vorladung, welchen ihn sein Gewissen mit mächtigen Herzschlägen ahnen ließ, aus dem Munde des Richters zu erfahren.

Zum Glücke des jungen Menschen besaß der Staatsmann, vor dem er zu erscheinen hatte, eben so viele Mäßigung als Gerechtigkeitsliebe. Er kannte den tollen Geist so manches verwahrloseten Jünglings, und war weit entfernt, alle ihre Fehltritte auf Rechnung ihres Herzens zu schreiben. Mit ernsten Blicken sah er ihn durchforschend an. Bebend, wie ein Espenlaub, stand Cajetan da. »Unbeson-

nener, junger Mensch,« sprach endlich d
Richter zwar im strengen, aber doch beinah' v
terlichen Tone; »wie sehr widerspricht Ih
zaghaftes Benehmen vor diesem Ort
der ungeziemenden Art, mit der Si
sich über Dinge zu äußern erkühnen
welche nicht einmal der erfahrenste ein
zelne Bürger, wie erst ein Mensch vo
Ihrem Alter und Ihrer geringen Ein
sicht zu beurtheilen vermag! Dieses
Ihr Vergehn könnte Sie sehr unglück
lich machen, wenn das Gericht so streng
ge seyn wollte, als Sie unbesonnen
und frech gewesen sind. Ich wollte Sie
nur gewarnt sehen. Statt der verdien
ten Strafe nehmen Sie die beschämen
de Erinnerung an die Milde Ihrer Re
gierung mit sich, und streben Sie da
nach, den wohlthätigen Absichten der
selben durch Ihr künftiges Betragen
das man streng beobachten wird, bess
zu entsprechen.«

Sternau schied, in seinem Innern erschüttert
Die ernsten Worte des würdigen Mannes hatte
auf ihn Eindruck gemacht; aber die guten Vor
sätze, welche er faßte, dauerten bei der Flüchtig
keit seines Charakters nicht lange. Seine äußer

Lage war durch eine Reihe von Unbesonnenheiten so zerrüttert, sein Gemüth überhaupt für die Stimme der Tugend und Wahrheit so taub, daß er im Kurzen seine guten Entschließungen alle wieder vergaß.

Der Vorsatz, sein Vaterland zu verlassen, war in ihm zur Reife gediehen. Ohne Paß, ohne Vermögen verließ er seine bedauerungswürdige Mutter und floh als Landstreicher unter manchen Abenteuern fort über die Grenze. Er gerieth bald verschmitzten Werbern in die Hände, von welchen er Handgeld, und mit diesem die Verpflichtung, in fremde Militärdienste zu treten, nahm.

Die Mühen des Soldatenstandes kann nur der erhebende Gedanke, daß man sie für die Seinigen, für ein geliebtes Vaterland duldet, daß man Gegenstand allgemeiner Hochachtung ist, erleichtern — ja, selbst angenehm machen. Sternau aber, welcher, ein Miethling, einem ihm unbekannten Lande, das von den Gesinnungen und Sitten des seinigen so auffallend abstach, bloß für Geld diente, der überdieß, wenn er auf seine bisherige Handlungsweise zurückblickte, vor sich selbst erschrack — konnte sich darin nur äußerst unglücklich fühlen. Sein unruhiger Geist schweifte in dem neuen Stande, wo unbedingter Gehorsam die erste aller Pflichten ist, bald in Wi-

derselichkeit aus, und die grausamsten Strafen folgten derselben.

In dem unwiderstehlichen Drange, sich aus dieser zwangvollen Lage zu befreien, faßte Cajetan den Plan, zu entfliehen. Er wurde aber mit Hülfe der nachgesendeten Steckbriefe erhascht und gefesselt zu seinem Regimente zurückgebracht. Hier würde er ohne Zweifel zum Tode verurtheilt worden seyn, wäre nicht kurz vorher seinem eigenen Vaterland Krieg angekündigt worden. Eine äußerst empfindliche Leibesstrafe, welche in Gassenlaufen bestand, war deßhalb die Folge seiner unüberlegten That.

Sternau mußte nun, von allen Seiten mit aufmerksamen Augen bewacht, mit in das Feld. Er stand zum ersten Mal in Reih' und Glied, des Kampfes gewärtig. Da er von keinem Enthusiasmus für seinen Beruf beseelt war, so stand er muthlos, mehr todt als lebendig, dem Feind gegenüber. Eine Kanonenkugel, und zwar eine der ersten, welche die Gegenpartei herübersandte, machte seinem peinvollen Zustand ein schreckliches Ende; sie riß ihm zur Strafe für seine Verrätherei, die er an seinem Vaterlande begangen hatte, den rechten Fuß bis über die Kniescheibe weg. Er stürzte, wurde bei der Ordnung, die jetzt noch in den Reihen herrschte, erhoben, hinter die Kolonnen, und von

da aus, für den Nothfall verbunden, in das Feldlazareth geschleppt.

So war er wenigstens aus der drohenden Gefahr, von den Pferden zerstampft zu werden, befreit worden. Er kam lange nicht zur Besinnung. Dann aber stürzte ein Strom von Thränen aus seinen Augen: »Gott!« rief er voll Wehmuth, »du hast mich strenge bestraft! Ach, warum muß ich am Leben bleiben! O meine Mutter, meine Geschwister! welch ein trauriges Los!«

Es gibt Menschen, welche nur recht schwere Leiden zu bessern Gesinnungen zurückführen können; und Sternau war Einer von diesen. Jetzt, in seiner schmerzvollen Lage, von Kummer und kläglichem Elend umgeben, ward ihm erst klar, wie thöricht er die kostbare Zeit seiner Jugend vergeudet, und wie undankbar er an den Seinen gehandelt. Mit inniger Wehmuth dachte er an die Heimat zurück, deren Vorzüge ihn der Aufenthalt in dem Ausland erst recht kennen gelehrt hatte. »Was war ich für ein Thor, dieses herrliche Land zu verlassen, — dem süßen Recht, es als ein Sohn zu betreten, für immer zu entsagen! Fürchterlich ist meine Zukunft — aber ich habe sie durch meinen Starrsinn wahrlich verdient. So will

ich denn leiden, und in meinem Schmerz Thorheiten bereuen, welche nichts in der Welt mehr zu sühnen vermag!« Solche Vorsätze faßte er auf seinem Krankenlager. Sein Gefühl und seine Denkungsart wurde dadurch um vieles geläutert.

Nach langwierigen Leiden wurde endlich sein Fußwunde geheilt, und nach vieler Übung gelang es dem Unglücklichen, mit Hilfe eines Stelzfußes zu gehen. Cajetan hatte mittlerweile den Antrag erhalten, ein Invalidenhaus des Landes, welchem er diente, zu beziehen; er zog es aber vor, in sein Heimat zurückzuwandern. Der Drang, seine Mutter und Geschwister noch einmal zu sehen, war der einzige aus allen sehnsuchtsvollen Wünschen, der ihm für dieses Leben übrig geblieben.

Mühvoll und beschwerlich war für den Unglücklichen die Rückreise. Sein Anblick erregte häufig das Mitgefühl der gutherzigen Landesgenossen. Sie hielten ihn für Einen aus ihren eigenen Truppen und förderten seine Reise, so viel sie vermochten. Wie schwer es aber dem armen Sternau kam, wenn er diesen Irthum gewahrte, dieß vermag jedes Gemüth, in dem nicht alle Regung von Ehre erloschen ist, leicht zu begreifen.

Endlich erblickt er die Thürme jener Stadt, die er vor fünf Jahren im unseligen Sinnentaumel ver-

lassen hatte. Er stürzte sich, von namenlosen Gefühlen bestürmt, auf den Boden hin, vergoß bald vor Freude, bald vor Wehmuth häufige Thränen. Das »Einst und Jetzt« zog mit tausend lebhaften Vorstellungen seinem Gedächtniß vorüber. »Ach, wenn mein Schicksal nur diesen oder jenen unbesonnenen Jüngling warnen könnte!« rief er, von schmerzvollen Empfindungen gebeugt.

Spät am Abende kam er vor dem Hause, in dem seine Mutter wohnte, an. Seine Schwester Nina, erst acht Jahre alt, gewahrte ihn an der Thür; aber die eingetretene Dämmerung und das durch Leiden und Drangsale gänzlich veränderte Aussehen des Bruders hatten seine Züge unkenntlich gemacht. Angela ließ nie einen Armen ungetröstet, und hatte auch ihren Kindern Wohlthätigkeit zur Pflicht gemacht. Deßhalb sprach die kleine Nina im herzlichen Ton: »Komme nur herein, guter Soldat! die Mutter und ich lassen dich ohne Hilfe nicht ziehen.« — Mit unbeschreiblichen Gefühlen trat Sternau in die Stube, wo ihm jeder Winkel in froher Erinnerung an eine glückliche Vergangenheit theuer war. Als er die Mutter und seinen eilfjährigen Bruder erblickt, schwinden ihm vor Freuden die Sinne. Kein Wort bringt er aus der hochathmenden Brust hervor; er hält sich zitternd an die

Thür, um nicht, von heftigen Gefühlen erdrückt, niederzusinken.

»Ein Soldat, ein braver Soldat,« rief Nina der Mutter zu, »o gib ihm aus unseren Sparbüchsen etwas; denn sieh, der Unglückliche hat seinen Fuß verloren!« — »»Setzt Euch, Lieber,«« sprach Angela im gutmüthigen Tone, »»Ihr sollt nicht ungetröstet von uns gehen. Das Abendessen ist bald fertig; Ihr mögt davon Euren Theil haben; auch wird Euch jedes meiner Kinder freundlich bedenken, denn die armen Soldaten verdienen vor allen die Theilnahme Jener, für die sie gestritten.««

Als sie dieses gesprochen, ertönte die Abendglocke zum Gebete, das denn die fromme Familie niemals versäumte. Die Kinder stellten sich auch sogleich hin zu der Mutter, und beteten mit wahrer Ergebung den englischen Gruß. Hierauf folgte eine einfache Bitte an den lieben Gott, daß er sie wahren wolle vor allen groben Verirrungen im Laufe des Lebens. »Erhalte uns unsre gute Mutter, lieber Gott!« fuhr dann Nina, wie sie täglich bei dieser Gelegenheit zu thun pflegte, mit gedämpfter Stimme dem Bruder vorbetend, fort: »lasse uns Geschwister zu ihrer Freude und zum Trost ihres Alters gedeihen. Wir wollen gern ihren Ermahnungen folgen, und Deinen Schutz, o Vater im

Himmel, nach unsern schwachen Kräften verdienen. Bleibe darum bei uns, o Herr, und segne Alle, welche Dich lieben. Diesen Deinen Segen entziehe auch unserm Bruder Cajetan nicht, wenn er noch lebt; und ist er bei Dir, so lass es ihm wissen, daß wir ihn lieben und für seine ewige Seligkeit bethen!«

Sie hatte dieses Gebeth in einem überaus rührenden Tone gesprochen. Ein lautes Schluchzen macht sie auf den Fremden aufmerksam. Sie eilen ihm erschrocken entgegen. Der arme Soldat aber stürzt weinend auf seine Mutter hin. »Verzeihung, Verzeihung, o Mutter! sieh deinen unglücklichen Sohn!« — Nur diese Worte hatte ein Meer von Empfindungen aus seiner übervollen Brust hervordrängen können. »Mein Sohn — unser Bruder Cajetan —« ertönt es in der sonst so ruhigen Stube. Schrecken und Überraschung, Freude und Kummer — jegliches Gefühl hat an dieser Scene reichlichen Antheil.

Lange weilte der Blick der duldenden Mutter forschend auf ihm. Ach, er war das sprechende Bild eines Büßers mehrfacher Schuld! Endlich aber küßte sie ihn, sprach mit zarter Schonung, ihren Schmerz bergend, die Worte: »Weil wir dich nur wie-

der haben, o Cajetan! Sey getrost, du wirst hier nicht darben. Wenn du uns nur auch ein liebendes Herz mitgebracht hast und die theuer bezahlten Erfahrungen für die Zukunft benützest!«

Sternau legte ein offenes Bekenntniß seiner Fehltritte ab, versprach, gut zu machen, was sich noch gut machen ließe. Schon die Art, wie er dieß that, bewies, daß sein Herz und seine Gesinnung gänzlich verändert sey. Wie ein Engel stand ihm die herrliche Mutter zur Seite. Ihre Worte goßen Trost in seine Seele, Hoffnung in sein Gemüth. Er aber war wirklich ein anderer Mensch geworden, und hatte den redlichsten Willen, sich in die Welt und in eine arbeitsame, nützliche Lebensweise zu fügen.

Solche Entschließungen erprobten sich durch die That. Obgleich ihm durch seine früheren Verirrungen der Weg zu einer höhern Laufbahn verschlossen war, so trat er doch bald in einer beschränkten Sphäre Dienste an, und machte sich darin durch strenge Pflichterfüllung und ein verträgliches, achtungswerthes Benehmen vollkommen glücklich, so daß er nie nach einem höheren Lose geizte, und an jedem Abende dem Vater im Himmel, als dem Geber jeder guten Gabe, mit gerührtem Herzen für die Glückseligkeit dankte, welche er vor wenigen Jahren nicht mehr zu hoffen gewagt.

Sternau's Bruder nahm sich dessen Erfahrungen zur Lehre. Treu gehorsam jedweder Pflicht, anhänglich seiner Regierung, wie seinem Vaterlande, lebhaft glühend für alles Edle und Gute, erhob er sich mit den Jahren auf eine bedeutende Stufe des öffentlichen Lebens. Diese ward ihm deßhalb besonders werth, weil er auf ihr das hohe Alter seiner guten Mutter erheitern und seinen Geschwistern auf vielerlei Wegen nutzen konnte. »So leitet Gott Alles zum Besten der Seinigen,« sprach Cajetan, »und wer da murret, blicke auf uns, und lerne die Wege der Vorsehung ehren!«

*

Diese Begebenheit würde um ihrer Einfachheit willen das Interesse meiner lieben Leser wohl kaum in Anspruch nehmen, wenn ihr nicht ein viel größerer Reiz, jener der Wahrheit, verliehen wäre. Alles dieses hat sich, die veränderten Namen abgerechnet, buchstäblich zugetragen. Und wenn wir selbst jetzt einen forschenden Blick auf das Leben werfen, sehen wir nicht Viele aus unseren Brüdern in verschiedenen Lagen eben so unglücklich, als es dieser Sternau gewesen? Ihm haben die Verirrungen in der Jugend nur den Fuß genommen, Anderen aber nehmen sie den Kopf und das Herz. Es mangelt nicht an herumwandelnden lebendigen Leichnamen,

an Opfern der Gerechtigkeit, die es nur aus Mangel an Herrschaft über sich selbst und an Gehorsam gegen wohlwollende Warnungen und heilige Pflichten geworden sind. Diese Unglücklichen mögen uns zum warnenden Beispiele seyn. Suchen wir, liebe Freunde, darin alle den echten Ruhm und das wahre Glück unseres Lebens, der Religion und dem Vaterlande, dem Gesetze und jeglicher Pflicht treu bis in den Tod, Jeder in seinem Wirkungskreise, dem Gemeinbesten nützlich zu werden!

XI.

Ein warnender Spiegel für's Leben.

Der nahende Tag zerrt mit rosigen Fingern am schwarzen Schleyer der Nacht und, indeß noch Alle des süßen Schlummers pflegen, steht allein wachend inmitten der Brücke eines reißenden Stroms Willibald von der Gildenburg. Er sieht mit den Blicken der Verzweiflung jetzt zum dämmernden Himmel auf, jetzt in die finsteren Fluthen hinab. Der rauhe Morgenwind treibt seine grauen Haare empor und weist ein jammerentstelltes Gesicht. Die tiefsten Furchen des Kummers sind der bleichen Stirn eingeprängt, das Licht der Augen

haben tausend Thränen gelöscht, und die Sattheit des Lebens, der Überdruß am Daseyn schielt mit teuflischer Schadenfreude grinsend aus den eingefallenen und zuckenden Wangen hervor. Nun scheint er entschlossen, hebt sich hoch auf das Geländer, beugt sich den wüthenden Fluthen zu — als er, von nerviger Faust jählings ergriffen, sich zurückgerissen fühlt. »Wer wagt es,« ruft er mit gedrücktem Laut, »das Lebensrad eines verzweifelnden Greises zu hemmen?« — »»Du bist Willibald von der Gildenburg?«« tönt eine bekannte Stimme. Zuckend wendet der Greis das Gesicht, und sinkt seinem Freunde, Theodor Lindenstein, in die geöffneten Arme.

Nun, an des Geliebten Brust, findet er lindernde Thränen wieder, die in großen Tropfen, kalt, beinahe wie Todesschweiß, das Leichengesicht herunterrollen. Er athmet schnell, wie vom Fieber gepreßt, sucht vergebens nach Worten; die Thränen, der Fieberschauer, das gebrochene Auge künden besser, wie verhallende Töne, die Größe des auf ihm lastenden Jammers. »»Was ist aus dir geworden, Willibald,«« spricht endlich der Freund, als die Kräfte des Erschütterten etwas zurückgekehrt. »»Ist keine Hilfe, gibt es kein Mittel — o rede!««

»Theodor,« entgegnete der Unglückliche mit zitternder Stimme, »retten? wer gibt die geschwundene Zeit zurück? Mach' ungeschehen, was ich im

Wahnsinn verübt! Vom teuflischen Ehrgeiz ward ich auf die Höhe der Verzweiflung und zum Verbrechen des Selbstmords geführt. — Kaum hatte ich mich durch die Anklage meines Vorgängers auf den Trümmern seines Glückes im fürstlichen Amt erhoben, so ward eine Rathsstelle offen, die mir die Gunst des Fürsten verlieh. Indem ich, seinen Leidenschaften huldigend, ihm die Wahrheit verbarg, gewann ich seine Gunst täglich mehr. Nachdem ich einem zwar armen, doch tugendhaften Mädchen meine Hand zugesagt hatte, nahm ich nun treulos mein Wort zurück. Die verführte Erminia hat eben so schrecklich geendet, wie ich zu enden versuchte. — Doch dem Treubruch und Trug folgt der Segen des Himmels nicht. Ich fühlte bald, daß mein Einfluß zunehmend schwächer ward. Zahllose Feinde gaben mich bei dem Fürsten schuldvoller an, als ich es wirklich bin. So kam mein Sturz. Hunderte jener Creaturen, deren Glück ich mit meinem zwar irregeführten, aber gewiß nicht schlechten Herzen dauernd gegründet, wurden nun zischende Schlangen um mich; und wie ich ohne wahres Verdienst in die Höhe gestiegen, reich und mächtig geworden: so siehst du mich nun arm, verwiesen, ohne Theilnahm', ohne Trost, vom Fluche vieler Unglücklichen, von Qualen des Gewissens verfolgt. Hier keine Rettung und dort keine Gnade! Was

war ich für ein Thor, im ehrsüchtigen Ringen Glückseligkeit zu suchen! Ach, wo sind meine Jugendjahre? Scheint es mir doch, als wäre nur eine einzige Nacht der Raum zwischen meiner heitern Jugend und dem Schrecken eines schuldbelasteten Alters!«

Er hatte geendet. Nun zündet seine Augen ein inneres Feuer, sie rollen wild in ihren schwarzumsäumten Höhlen, die blasse Wange wird von Fieberhitze geröthet, die zitternde Hand ballt sich krampfhaft, er faßt die Gestalt, die ihm erst jene des Freundes geschienen, packt sie in der Verzweiflung, und ruft mit kläglichem, das Mark durchdringenden Laute: »Gib mir die verlorne Jugend, gib mir des Gewissens Ruhe, gib mir die Seligkeit wieder!«

Da fuhr eine weiche, warme Hand über sein schweißbedecktes Gesicht. Es war, als sänke die Last der Jahre und des Gewissens vor ihrer zauberischen Gewalt. »Du bist krank, Willibald!« spricht eine flötende Stimme, und ein schirmender Engel steht Erminia vor dem, aus schweren Traum erweckten Geliebten. Er starrt mit Entzücken in das freundliche Antlitz seiner Verlobten, er blickt, noch immer bange zweifelnd, von seinem Lager auf das Morgenroth des angebrochenen Tages; und noch nicht war die Zeit seiner Jugend, aber der

Schrecken des Fiebertraumes gewichen! Gerührt umfaßt er seine Erminia, preiset den Himmel, danket Gott, kennt kein Maß seiner Freude.

Die Lehre dieses Traumes jedoch hat Willibald von der Gildenburg nie vergessen. Er warf von sich jene stachlichte Unruhe, die so viele talentvolle Jünglinge rast- und friedenlos durch die dornigen Gehege des Lebens peitscht; warf ab jene tolle Sucht nach äußerem Glanz, und lebte so glückseliger, als ihm der nächtliche Spiegel für die Zukunft geweissagt. — Gleich ihm aber ringen sich Viele im Leben matt und müde; die Zeit ihrer Jugend und männlichen Kraft schwindet in selbst geschaffener Sorge und Qual; die Leidenschaft krallt sich in die zerrissenen Herzen ein; — auch sie werden dann, wie Willibald, trostlos zum Himmel, schaudernd in die finstere Tiefe blicken, und die Lebensfrist wird dahingeschwunden seyn wie der Traum einer einzigen Fiebernacht; — aber schuldlos und freudig erwachen werden sie nimmer!

XII.

Vertrau', und laß' den Himmel walten.

*

Getrost! der Herr ist wach.
Der Sperling auf dem Dach —
Gott ist's, der ihn erhält;
Die Lilie auf dem Feld,
Gott schuf ihr schneeig Kleid.
Dich, Bruder, drücket Leid?
Getrost! der Herr ist wach.

Nie ist vielleicht die Aussicht in die Zukunft für junge Leute trüber gewesen, als jetzt. Der Andrang der Studierenden, der Überfluß an Beamten, die Hemmungen in verschiedenen Geschäftszweigen — alles dieses macht die Lage der Studierenden sorgenvoll und Schritt für Schritt schwieriger, je näher sie ihrer künftigen Bestimmung entgegenrücken. Freilich liegt nicht die ganze Schuld in den veränderten Zeitumständen, sondern auch in den jungen Leuten selbst, die zu den wissenschaftlichen Instituten haufenweise strömen, ohne dafür hinlänglichen Eifer oder Beruf zu haben. Für diese ist in der That solch eine Laufbahn hoffnungslos; und es bleibt zu ihrer Rettung nur Ein Ausweg übrig — zu Gewerben, bey denen es immer und überall

Broterwerb gibt, zurückzutreten. Aber, Jünglinge mit dem redlichen Willen, das Höchste in ihrem Berufe zu leisten, und ausgezeichneten Talenten gerüstet, dürfen trotz diesem Drange der Umstände nicht bangen und muthlos zu Boden schauen. Der Mensch, welchem Kopf und Herz auf der rechten Stelle sitzen, macht in jeder Zeit und in allen Lagen sein Glück. Von ihm allein hängt dieses ab, und in solcher Beziehung redete in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der originelle Trotzendorf, von dem Melanchton sagt, »daß er zum Schuldirector geboren sey, wie Scipio zum Feldherrn,« seine Schüler gemeiniglich so an:

»Guten Tag, Ihr kaiserlichen und fürstlichen geheimen Räthe, Ihr Bürgermeister und Rathsherren, Ihr Kaufleute und Krämer, Ihr Künstler und Handwerker, Ihr Büttel, Henker und Lumpenvolk!« — Zuweilen setzte er hinzu: »Das alles könnet Ihr werden, nachdem Ihr Euch aufführt.«

Ich weiß, wie wohl es dem ängstlich in die Zukunft Blickenden thut, wenn ein mehr Erfahrner freundlich zu ihm tritt, ihm einen Theil seiner Besorgnisse nimmt und sein gesunkenes Vertrauen mit tröstender Rede hebt. — Lese darum, bekümmerter Bruder, die folgende Skizze. Sie kann Dir Muth in Deiner Traurigkeit geben.

In den preußischen Staaten lebt bis zum heutigen Tage noch ein Mann, der durch seine seltenen Kenntnisse sich einen großen Namen erworben, von der untersten Stufe des Lebens bis zu hohen Würden des Staates geschwungen hat. Wer aus Jenen, die diesen ehrwürdigen Mann in seinen äußeren glücklichen Verhältnissen, wie in seinem stillen häuslichen Walten kennen, ihn als Staatsbürger wie als Hausvater verehren gelernt haben, würde ihn nicht überaus glücklich preisen? Weit entfernt von jenem lächerlichen Stolze, der sich eines früheren, weniger günstigen Lebenslooses schämt, erinnert der Edle vielmehr selbst jeden guten Menschen an seine frühere Lage, indem er sich der Vergangenheit wie der Gegenwart freut, und ohne daß Er's zu wollen scheint, durch freundliche Worte Ruhe um sich verbreitet und Hoffnungen anregt, in welchen doch ein großer Theil menschlichen Glückes besteht.

Ich will diesen Ehrenmann Florimund nennen. Er wurde in Schlesien geboren und erzogen. Seine Ältern waren sehr arm, aber um ihrer Rechtschaffenheit willen von Allen geschätzt. Nur mühselig vermochte es der väterliche Erwerb, für den lehrbegierigen Sohn die Kosten des Schulbesuches zu erschwingen. Der arme Junge hatte sich unter so manchen Entbehrungen bis zu den Universitätsjah-

ren fortgebracht. Er wählte die Medicin zu seinem Brotstudium und die Wiener Hochschule zu jener Anstalt, in welcher er die bestmögliche Ausbildung zu erlangen hoffte. Einige Lehrstunden im Tage trugen ihm nicht mehr als fünf Gulden im Monat, von denen er sich nicht nur erhielt, sondern noch manchen Groschen zur Verbesserung der Lage seiner Ältern verwandte. Für ein Glück ohne Gleichen sah er es an, daß der damalige Rector der Wiener-Universität, der berühmte Van Swieten, mit seinem Scharfblick das große Talent des Jünglings entdeckend, ihm für die Dauer seiner Studienzeit ein Stipendium von jährlichen sechzig Gulden verlieh. »Welch ein Reichthum!« rief der arme Studierende aus, »nun, meine lieben, guten Ältern, kann ich Eure Lage verbessern; es soll Euch an nichts mehr gebrechen. Ich bin der glücklichste Mensch auf der Erde!« So genügsam und so edel dachte der junge Florimund. Seine kindliche Liebe allein verdiente schon ein besseres Los.

Aber hierzu schien wenig Hoffnung vorhanden. Als Florimund die medizinischen Studien vollendet hatte, fingen erst die Sorgen von Neuem an. Das Stipendium war mit seinem Austritt von der Universität erloschen; nirgends eine Aussicht, nirgends Hilfe für ihn. Um das Maß seiner Bedrängnis

voll zu machen, entriß ihm die Vorsehung in diesem Zeitraume schnell seine Ältern. Er stand nun ganz allein in der Welt da, und hatte genug zu kämpfen, um nicht sein ganzes Vertrauen auf eine bessere Zukunft sinken zu lassen. Es kam so weit, daß er für sich in Europa keine Aussicht zu einem Fortkommen mehr hoffte. Schon war er zu einer Reise nach Westindien entschlossen, als er eines armen Verwandten, welcher in der Gegend von Dresden ein Gewerbe trieb, plötzlich gedachte. Er beschloß also, sein Glück noch früher in Sachsen zu versuchen, und ging, seine ganze Habe, in ein Taschentuch gebunden, mit einem Stock auf dem Rücken tragend, fort in die Welt.

In einer Gränzstadt Schlesiens angelangt, erinnert er sich, daß der Sohn des dortigen Postmeisters sein Mitschüler gewesen war. Er besucht ihn, findet eine freundliche Aufnahme und wird von der Mutter desselben zu Tische geladen. Da traf er einen wackern Chorherrn, von dem man viele schöne Züge der Menschenfreundlichkeit erzählt. »Hier, hochwürdiger Herr!« sprach die Postmeisterin, den armen Studenten vorstellend, »sehen Sie den fleißigsten Studierenden aus Wien, der mit meinem Sohn alle Schulen durchgemacht hat, und in jeder der Erste von Allen gewesen ist.« — Auf diese einfache Empfehlung ließ sich der Geistliche mit dem jungen

Mann in ein Gespräch ein, welches mit zunehmend wärmerem Antheil fortgesetzt wurde. Er fand in dem Jünglinge einen so großen Schatz von Kenntnissen, und diesen mit einer so großen Bescheidenheit verbunden, daß er ihm auf eine herzliche Weise gut werden mußte. Man entfernte sich nach aufgehobener Tafel, und der Chorherr begab sich, überlegend wie er für den talentvollen Jüngling etwas zu unternehmen im Stande wäre, nach Hause.

In seiner Wohnung traf er ein Schreiben des Fürsten von P* an, welches ihm den Auftrag gab für den Sohn desselben einen geschickten Hofmeister auszuwählen. »Diese Stelle ist für den armen Studierenden von Gott gesandt!« sprach er, und begab sich an den Ort zurück, wo er denselben getroffen hatte. Dort aber hieß es: »Der junge Mensch ist fort in die Welt. Er ließ sich nicht länger hier halten und wanderte schon vor zwey Stunden zum Thore hinaus.« — Zum guten Glück hatte sich der Sohn des Postmeisters den Namen des Ortes gemerkt, dem sein Schulfreund zusteuern wollte. Der humane Priester begnügte sich nicht mit seinem guten Willen; er schrieb auf der Stelle dahin und eröffnete dem braven Studenten, welch' eine Aussicht seiner harre.

Mittlerweile hatte Florimund ohne Geld und andere Mittel, bloß durch die Unterstützung gutmü-

thiger Geistlicher und Landbeamten, bei denen er auf der Wanderung einsprach, und sich auf gut Latein einquartirte, seine Fußreise in heiterer Laune fortgesetzt. Er langte in einem bei Dresden liegenden Flecken an, und machte große Augen, dort einen Brief zu finden, welcher unter seiner Adresse vor vielen Tagen schon eingetroffen war.

»Lieber Himmel! wie soll ich ein solches Amt in einem so mächtigen Hause versehen können!« sprach er, nachdem er die freundliche Kunde des gütigen Geistlichen gelesen hatte, beinahe entmuthigt, »es fehlt mir zwar an der nöthigsten Schulwissenschaft nicht; aber zu einem solchen Amte wird doch viel mehr erfordert!« Mehr aus Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, als von der Hoffnung des nahen Glückes erfüllt, schickte er sich sogleich wieder zur Rückkehr an.

In Schlesien angekommen, erfuhr er, daß der Chorherr sich eben in Wien befinde. Er folgte ihm daher unverweilt. Müde, und durch eine Menge von Entbehrungen und Anstrengungen ermattet, langte Florimund in der Residenz an.

Um seinem Gönner auch äußerlich Dankbarkeit zu bezeigen, gedachte der, mit dem Welttone noch unbekannte junge Mensch vor seinem hohen Gönner im Prachtaufzug zu erscheinen. Er lieh sich deßhalb bei einem gutmüthigen Trödler einen hochrothen

Frack, eine große, goldgestickte Weste und einen langen Degen, der ihm auf die Erde nachklappte, aus. So ausstaffirt, erschien er vor dem hochwürdigen Herrn, welcher so sehr über den romantisch geputzten Informator erschrack, daß er, wie er späterhin oft scherzhaft erwähnte, in diesem Augenblick keinen Tropfen Blutes von sich gegeben haben würde, wenn man ihm zur Ader gelassen hätte.

Der bescheidene, herzliche Ton des Jünglings versöhnte ihn aber bald wieder. Er begab sich zum Fürsten von P*, und eröffnete ihm, daß er für die wissenschaftliche Bildung des jungen Mannes zwar bürge, daß er aber dessen Mangel an äußerer Bildung nicht zu hehlen vermöge.

»Hat der junge Mensch einen richtigen und gesunden Verstand?« fragte der Fürst. »»Davon, Eure Durchlaucht, habe ich mich hinlänglich überzeugt.«« — »Nun, so lassen Sie uns um den Weltton unbesorgt seyn; er wird sich in kurzer Zeit darein zu finden wissen. Überdieß liegt mir mehr daran, daß mein Sohn ein guter sittlicher Mensch werde, gründliche wissenschaftliche Kenntnisse erwerbe; — das Andere, glauben Sie mir, wird sich finden.«

So war also des armen Studenten Aufnahme

beschlossen. Wer kann sich sein Erstaunen denken, als er zum ersten Mal die herrlichen Gemächer betrat, in denen er nun wohnen und gewisser Maßen befehlen sollte! — Aber im Kurzen hatte sein richtiger Blick den Standpunct erfaßt, von dem er in diesem neuen Berufe ausgehen mußte. Er gewann das volle Vertrauen des Fürsten; denn strenge Pflichterfüllung, ein bescheidenes, herzliches Benehmen, welches nie die Gränzen, die ihm seine Stellung setzte, überschritt; nie an einer Kabale oder Partei, wie es deren in ähnlichen Verhältnissen immer welche gibt, Antheil nahm; sondern redlich, uneigennützig, nur das Beste wollend und fördernd, den geraden Weg rücksichtslos vorwärts ging, hatte ihm Aller Achtung und Liebe erworben.

So war denn der Glücksstern über Florimund's Haupt aufgegangen. Die Erkenntlichkeit des Fürsten setzte ihn in den Stand, die Doctorswürde zu nehmen. Er wählte eine der größten Städte Preußens zu seinem Aufenthalt und künftigen Wirkungskreise. Seine Geschicklichkeit, mit einem überaus menschenfreundlichen Sinn und unermüdeter Thätigkeit verbunden, verschaffte ihm bald einen ausgebreiteten Ruf. Ein günstiges Ereigniß folgte dem andern; das Glück ward nicht müde, ihm Gaben zu spenden, welche aber alle weniger Folgen des Zu-

falles, als einer richtigen Spekulation und scharfsinnigen Berechnung der Zukunft, waren.

Mit inniger Theilnahme verwandte sich Florimund für Arme und Nothleidende. Ungerufen drang er in die Hütten der armen Landbewohner, brachte Hilfe, und, was dem Leben erst den wahren Werth gibt, die Gesundheit, mit sich. Seine durch Schrift und That erworbenen großen Verdienste werden noch lange leben, wenn sein Stamm schon erloschen seyn wird. So viele Menschenliebe konnte nicht unbelohnt bleiben. Florimund ward von seinem edlen Regenten in den Adelstand erhoben und in kurzer Zeit mit einer Menge Auszeichnungen beehrt. — Mehr aber, als dieses, gilt ihm sein häusliches Glück, welches er in dem Besitz einer musterhaften Gattin und trefflich erzogener Söhne findet, die seine ältern Tage mit unbeschreiblicher Freude krönen. Schlichte Einfachheit, Anspruchlosigkeit, ein edles, ruhiges Walten, Unbekümmertseyn um das Treiben der Außenwelt, erhebende Liebe unter sich, ein heiterer, ruhiger Sinn herrschen noch fortwährend in dieser Familie, die in mir stets neue, segenvolle Eindrücke zurückließ, so oft ich in ihre Mitte getreten bin.

XIII.

Der Aermste auch wird reich durch seine Tugend.

In Klausberg, einem holländischen Dörfchen, gränzte das kleine Haus eines Schullehrers an das eines Webers. Dieser hieß Tun. — Beyde waren äußerst arm, und ihr Verdienst blieb so gering, daß sie kaum sich und ihre Kinder ernähren konnten; und Tun hatte der Kinder sehr viele.

Ihre gemeinschaftliche Bedrängniß und ihre gemeinschaftliche Gutherzigkeit machte, daß sie sehr gute Nachbarschaft hielten. Die Kinder folgten dem Beispiel der Ältern; sie waren fast immer beisammen, und es war den Ältern eben so, als wenn ihnen die Kinder alle gemeinschaftlich zugehörten. In wessen Haus sie um die Mittagszeit blieben, da bekamen sie — die eigenen so gut, wie des Nachbars Kinder — so viel zu essen, als eben da war; und wenn in dem einen Hause Mangel und Noth am größten war, so gab das andere her, was es vermochte, weßhalb der Schullehrer oft zu sagen pflegte: »Wenn ich den Nachbar Tun nicht hätte, so müßte ich sammt meinen Kindern hungrig zu

Bette gehen;« und der Weber Tun sprach eben so von seinem Nachbar, dem Schullehrer.

Auf solche Weise hatten sie sich manches Jahr durchgeholfen, als des Schulmeisters Frau starb. Dieser Verlust ging allen sehr nahe, und der Antheil, den Tun mit seiner Familie daran nahm, verband diese guten Menschen noch enger.

Der Schullehrer hatte nur zwei Kinder; allein das eine war beständig kränklich und dabei so gebrechlich, daß es ohne die Hilfe des andern nicht fortkommen konnte. Dieses Kind war für seine Umgebung eine große Last, weil es nicht nur selbst mit seinen Händen nichts schaffen konnte, sondern auch noch überdieß zwei andere Hände zur Wartung benöthigte. Da aber die Mutter des Kindes, die es immer so herzlich geliebt und nach ihrem Vermögen gepflegt hatte, gestorben war: so nahm Tun's Frau sich seiner so herzlich an, daß es den Verlust seiner leiblichen Mutter kaum fühlte.

Der Schullehrer weinte oft heiße Dankesthränen auf die Hand der guten Frau Tun, wenn er neben ihr saß, ihr die Hand drückte und sagte, daß er ihr vor Gott das gedenken wolle, was sie an ihm und seinen Kindern gethan. Er fühlte es zu tief, wie groß die Last war, die sich diese arme Familie aus Mitleid und Freundschaft selbst aufgeladen. Er faßte verschiedene Vorsätze, durch ei-

nen größeren Verdienst ihr davon abzuhelfen — aber mitten in diesen Vorsätzen starb auch er eines unerwarteten Todes.

Das Weinen und Wehklagen der Familie des Webers war eben so groß, als hätten sie in ihrem lieben Freunde auch ihren Vater verloren. Der Todesfall wurde an das Amt berichtet, welches das wenige Hausgeräth des Schullehrers in Sicherheit zu bringen befahl, und dem ehrlichen Tun bis auf weitere Verfügung, wie er es selbst wollte, die zwei verwaiseten Kinder überließ.

Ein Paar Tage darauf kam Tun in die Stadt, ging zu dem Anwald, der diese Angelegenheit vor Gericht zu besorgen hatte, und trug ihm ein Geschenk an, das zwar nur in einem Stück Linnen bestand, aber für die Armuth des Webers doch sehr bedeutend war. Und dieses Geschenk bot er ihm an, damit er ihm doch die Kinder seines unglücklichen Nachbars nicht nehmen möchte; er wolle sie gern umsonst erhalten und erziehen, und wenn er ja glaube, daß dieses nicht anginge oder ihm zuviel werden möchte, so bitte er ihn um Gotteswillen — wobei ihm große Thränen über die Wangen herunterrollten — ihm doch nur nicht das gebrechliche Kind zu nehmen!«

Dem biedern Anwald, der nicht gewohnt war, für seine Pflichterfüllung Geschenke anzunehmen, glühte das Gesicht vor Erstaunen über solch eine seltene Gutherzigkeit und Großmuth. Er drückte dem edlen Tun mit Rührung die Hand und versprach, daß wenigstens das gebrechliche Kind bei ihm bleiben sollte. Das ihm angebothene Geschenk gab er mit etwas Geld zurück und verlangte von Tun, daß er zu ihm kommen sollte, so oft er einer Unterstützung nöthig haben würde.

*

Ich habe an dieser kleinen, einfachen Geschichte, die Wort für Wort wahr ist, nur wenig im Ausdrucke ändern wollen, wie ich sie fand. Reicher! blicke her und schäme dich, wenn du je den bittenden Armen trostlos von dir gehen ließest. Und was sind auch jene Gaben, die du, oft nur zum Kitzel deiner Eitelkeit, von deinem Überflusse grollend an Duldende abgibst, gegen jene des nothleidenden Webers, der, selbst von der Last des Mißgeschickes gedrückt, alles versucht, armen Waisen Vater, Erretter zu seyn!

Wahrlich, diese Geschichte ist voll der schönsten Züge. Leute, die in ihren gemeinschaftlichen kümmerlichen Umständen sich dieselben durch Freundschaft zu erleichtern suchen, — Menschen, die sich selbst den nöthigen Unterhalt entziehen wollen, um

ein fremdes, gebrechliches Kind bei sich zu behalten, von dem sie doch nichts als Last und Kosten haben werden, und um dessen willen sie in der Zukunft noch mehr Hunger und Noth leiden müssen! — welch ein rührender Anblick! — Welch ein rechtschaffener Anwald, der nicht nur nicht nimmt, was ihm angeboten wird, sondern auch selbst zur Belohnung edler Gesinnungen Geschenke gibt!

XIV.

Und ich baue auf Gott.

Bei dem letzten Brande in dem Dörfchen Römerstadt hatten nebst vielen auch Gottlieb und Hofer, zwei Tagwerker, ihre armseligen Hütten und mit diesen ihre ganze Habe verloren. Unfähig, dieselben ohne fremde Unterstützung aufzubauen, ergriffen sie den Wanderstock, willens, gute Menschen um Beistand in ihrer Noth anzusprechen. Sie hatten beide vereint die glücklicheren Tage genossen, und wollten sich auch nun in den trüben nicht trennen. Deßhalb zogen sie ziemlich friedsam und einig ihre Wege, obgleich ihre Denkungsart gar nicht dieselbe war. Gottlieb war fromm und demüthig, Hofer mehr weltlich gesinnt und auffahrend. Da ihm aber der gute Gottlieb fast in Allem seinen Wil-

len ließ, und da sich in ihrer gegenseitigen Noth bis jetzt für Hofern noch kein Gegenstand zum Neid oder Streite fand, so wanderten sie beide in der friedfertigsten Gesinnung, jeder mit den ermunternden Bildern seiner Hoffnung beschäftigt, fürbaß.

So kamen sie bis zu dem Edelhofe, in welchem der Besitzer ihres Dörfchens wohnte. Beide entschlossen sich sogleich, demselben ihre Noth vorzutragen. Sie standen vor dem herrlichen Garten des Edelhofes, und staunten durch das enge Gitter die Schönheit desselben an.

»Gib Acht, Gottlieb, hier bekommen wir eine reichliche Gabe,« sprach Hofer, »ich rechne auf Niemand, als auf den Edelmann, unseren Herrn.« — »»Und ich baue auf Gott!«« versetzte Gottlieb und bethete still vor sich hin. »Das ist ein reicher, mächtiger Herr, unser Edelmann,« fuhr Hofer fort, »dem gebricht es an nichts. Sein Wort kann unsere Hütten bauen, sein Wink uns zu den reichsten Bewohnern des Gaues machen. Nachbar noch einmal sage ich Euch, ich baue auf den Besitzer des Edelhofes hier.« — »»Ich aber baue auf den guten Gott, der die Lilien kleidet und die Raben speiset. Er kennt mein Elend; Er wird mir Mittel senden, mich vor dem Verderben zu retten, denn in keiner Noth hat Er mich noch gänzlich

verlassen.«« Also antwortete Nachbar Gottlieb, wohl wissend, daß der liebe Vater im Himmel nur dann Hilfe spendet, wenn auch wir die Hände nicht in den Schooß legen und seinen Segen durch Thätigkeit und wirkende Liebe verdienen. Aber Hofer spottete im Innern der Einfalt des friedsamen Nachbars.

Es hatte sich gefügt, daß der Edelmann in einer Laube seines Gartens und eben hart an der Stelle saß, wo die Beiden, nicht ahnend, daß sie gehört würden, dieses Gespräch führten. Der Besitzer dieses Edelhofes war ein guter, doch äußerst stolzer Mann. Es schmeichelte seiner Eitelkeit nicht wenig, daß der Eine seiner Unterthanen so viel Vertrauen in sein Vermögen setze. Deßhalb hatte er schon bei sich selbst beschlossen, Hofern einen Beweis zu geben, daß er nicht vergeblich auf ihn gebaut habe, als die Beiden, seine Hilfe in demüthigen Anspruch nehmend, vor ihm erschienen. Mit milden Worten reichte er jedem ein Silberstück und hieß sie in ein Gemach treten, in welches er ihnen zu essen senden würde.

Nun ließ der Edelmann seinen Koch vor sich kommen und befahl, die armen Leute mit Speise und Trank reichlich zu versehen. Heimlich gab er ihm aber zehn Goldstücke mit dem Bedeuten, zwei ganz gleiche Kuchen zu verfertigen und in einen der-

selben jene Goldstücke einzubacken. Der Koch that, wie ihm befohlen.

Mittlerweile ließen sich Hofer und Gottlieb die aufgetragenen Speisen wohl schmecken. »Ist das nicht ein unvergleichlicher Herr,« rief Hofer den armen Gottlieb an, »hat er mein Vertrauen zu Schanden gemacht? Was gilt's, es ist mit dem Silberstück noch nicht zu Ende; es wird vielleicht noch eine größere Gabe absetzen, mit der wir unsere Häuser wohl aufbauen.« — Indessen er sich solchen Hoffnungen hingab und des frommen Gottlieb spottete, kam der Edelmann zur Thüre herein. Die zwei Kuchen wurden ihm nachgetragen. »Geht nun, meine lieben Leute, Eure Wege,« sprach er zu den Beiden. »Was ich vermochte, habe ich für Euch gethan. Nehmt auf diese Reise Jeder einen Kuchen; und besonders du, Hofer, der du so viel Vertrauen in mich, deinen Herrn, gesetzt, bewahre ihn wohl!« — Hiermit gab er Hofern den Kuchen, welcher zehn Goldstücke in seinem Innern barg, und dem armen Gottlieb gleichfalls einen, der diesem zwar ähnlich, aber ganz leer war.

»Ei, ei,« sprach Hofer, den Kopf schüttelnd und schmollend, als sie den Edelhof im Rücken hatten, »ich hätte es nicht geglaubt, daß wir nur mit einem elenden Kuchen abgespeiset würden! Und wie ich be-

merke, ist der deinige größer als meiner; überdieß ist der, den ich habe, so schwer — der Koch hat damit kein Kunststück gemacht!«

Indem er nun jenen des Nachbars Gottlieb in die Hände nahm und fand, daß derselbe viel leichter war, so dachte er ihn von feinerem Mehle und besser gebacken. Aus eigennützigem Beweggrund schob er daher seinen eigenen listig in des Nachbars Sack, und behielt sich den leichten.

Bald ward aber sein Appetit rege. »Was soll der dumme Kuchen?« spricht er, »essen wir jeder den unsern. Wer wird ihn fortschleppen, um ihn später hart und altbacken zu verzehren!« Der Nachbar war es zufrieden. Sie setzen sich. Jeder bricht seinen Kuchen an. Gottlieb aber rief sogleich voll Verwunderung aus: »Gerechter Gott, das sind ja Goldstücke. Zwei — vier, sechs — lieber Hofer — sieh da, noch mehr!« Man kann sich die Überraschung und den Schrecken des neidischen Nachbars denken, als er den Fund seines Freundes gewahrte, den durch List an sich gebrachten Kuchen aber ganz leer fand. »Ei, von der Summe baue ich ja ein viel schöneres Dach, als mir der Brand geraubt!« jauchzte Gottlieb voll Freude. »Ja, guter Gott, ich baue auf Dich!«

»Höre einmal, lieber Nachbar,« sprach Hofer

nach einiger Überlegung, des heimlichen Ärgers voll; »das war nicht so gemeint. Der Kuchen, den ich in der Hand habe, ist der deinige; der mit dem Geld aber war vom Edelmann mir zugedacht und auch in die Hände gegeben. Erinnerst du dich, wie er die freundlichen Worte zu mir gesprochen: »Und besonders du, Hofer, der du so viel Vertrauen in mich gesetzt, bewahre ihn wohl!« Ich muß dir nur den dummen Scherz offen gestehen — ich habe die Kuchen vertauscht.

Daß Gottlieb von diesem Scherze nichts wissen wollte, läßt sich leicht denken. Ein heftiger Streit entstand, der wohl in Gewaltthätigkeit ausgeartet wäre, wenn der friedliebende Gottlieb nicht endlich den Vorschlag gemacht hätte, daß sie beide zu dem freigebigen Edelmann zurückkehren, ihm den Fall vortragen und zugleich aus seinem Munde die Entscheidung vernehmen sollten, wessen rechtmäßiges Eigenthum die große Summe Geldes nun wäre. Hofer war damit gleich einverstanden. Er zweifelte an dem günstigsten Ausspruch des gnädigen Herrn keinen Augenblick, da es dieser ja wußte, wie er nur allein sein Vertrauen auf ihn gesetzt. — Beide gingen daher die gemachte Strecke Weges wieder zurück, und eilten dem Edelhofe mit getheilten Gefühlen und viel weniger einig zu, als sie ihn vor Kurzem verlassen hatten.

Während sich dieses zutrug, erzählte der Edelmann seiner Gemalin, einer tugendhaften und gottesfürchtigen Frau, jenen Scherz, den er sich mit den beiden Leuten erlaubt, und wie er dem Einen, der all sein Vertrauen in Ihn gesetzt, durch die heimlich in den Kuchen gesteckte Gabe glücklich gemacht habe. Seine Frau aber blickte ihn mißbilligend an und sprach: »Du hast damit gewiß nicht gut gethan, geliebter Gemal! Ich möchte die Freude frevelhaft nennen, die du darüber empfindest, daß ein schlecht unterrichteter, gottvergessener Bauer auf Dich mehr, als auf den lieben Gott, vertrauen konnte. So hast du den Leichtsinn und die Gottlosigkeit unterstützt, indessen du Gottvertrauen und Frömmigkeit übersiehst! Der Himmel wolle, daß du einen so üblen Scherz nicht noch bereuest; und vieles gäb' ich darum, ihn ungeschehen zu wissen.«

Der Edelmann, der zwar leichtfertig, aber gewiß nicht verdorbenen Herzens war, sah das Unziemende seiner Handlung nun ein. Er ging unruhig und mit großen Schritten im Gemache einher. »Vor allen lasse den Landmann rufen, der den leeren Kuchen erhielt,« fuhr die edle Frau fort. Wie nun der Edelmann klingelt und dem herbeigekomme-

nen Diener diesen Auftrag ertheilt, versetzt ihm derselbe: »Hierzu bedarf es nicht erst eines Eilbotens. Beide sind vor dem Schloßthor, wie es scheint, im Zanke begriffen, und verlangen, vor Eurer Gnaden erscheinen zu dürfen.«

Als nun diese hereingelassen wurden, und Gottlieb im einfachen Tone sanft und ruhig die Ursache ihres Streites vortrug, entfärbte sich der Edelmann. Seine Gemalin aber sah ihn mit einem bedeutenden Blicke an und sprach: »Sieh, mein Geliebter, ist der Mensch wohl mehr als ein Mittel, durch welches Gott Denjenigen Gaben verleiht, die ihrer würdig sind?«

Aber, der Gunst seines Herrn gewiß, rief Hofer stolz und beinah' entrüstet aus: »Mir war der Kuchen mit dem Geld zugedacht, weil ich meinem Edelherrn über Alles vertraut. Mein ist das Geld!« Da wandte sich der Edelmann schnell zu dem frommen Gottlieb und sprach: »Es sey ferne von mir, dir zu nehmen, was Gott dir beschеert. Du hast auf Ihn gebaut, und dein Vertrauen wurde belohnt.« — Hofern redete er aber so an: »Du eigennütziger, betrügerischer Mensch, merke dir's wohl, daß Demjenigen, der Gott vergißt, kein Segen auf Erden wird, und daß

keine menschliche Hand Hilfe bieten kann, wenn sie der göttliche Arm nicht selbst zum Guten geführt!«

XV.

Entschlossen handle, und der Sieg ist dein.

Schrecklich wüthete in den Jahren 1793 bis 1797 in dem unglücklichen Frankreich der Vendéekrieg. Aus diesem bürgerlichen Vertilgungskriege hat man die entsetzlichsten Beyspiele von Mordlust und Grausamkeit, aber auch so manchen rührenden Zug von Edelmuth und Entschlossenheit den Nachkommen aufbewahrt. Nie wird in dem südlichen Theile Frankreichs das Andenken an die hochsinnige Marquise de Vaux erlöschen, welche durch eine unglaubliche Entschlossenheit den schönsten Preis, das Leben eines einzigen Sohnes, gewann.

Zur Zeit dieses fürchterlichen Krieges, in welchem beide Parteien keine Gefangenen machten, sondern alles, was nicht durch die Flucht entkam, niedermetzelten, reisete die Marquise mit ihrem Sohne, den sie aus einem Militärspitale, in welchem er mit seinen im Kampf erhaltenen Wunden schmachtete, geholt hatte, durch die unsichere Gegend um Nantes. Dieser ihr Sohn war äußerst

schwach. Die Marquise konnte daher in dem Fall, daß auf ihren Wagen ein Angriff gemacht würde, nur auf ihre eigene Entschlossenheit und die Treue eines einzigen Dieners rechnen.

Bis jetzt waren ihre Besorgnisse vergeblich gewesen. Sie sah mit inniger Freude den gefährlichsten Theil der Reise bereits zurückgelegt, und hoffte, in einer Stunde die republikanischen Vorposten erreichen zu können. Am Ende eines Gehölzes aber wurde sie plötzlich mit Flintenschüssen empfangen. Sie griff zu ihren Pistolen. In einem Nu war sie von einer Schar Räuber umrungen, die ihr auszusteigen befahlen. »Ich vermag es nicht,« sagte sie, »neben mir sitzt ein Sterbender, der meiner Hut anvertraut ist. Lassen Sie uns in Ruhe — darum bitte ich Sie!« — »»Sehr gerne,«« entgegnete Einer aus der wilden Schar, »»aber Sie müssen uns nur sagen, wer die Person ist, die Sie bei Sich führen.«« Der Gedanke an die Gefahr, in welcher ihr einziger Sohn schwebte, machte sie zittern; bebend sprach sie die beiden Worte aus: »Mein Sohn.«

Die Rebellen hatten die Ängstlichkeit der Mutter bemerkt. Im gebieterischen Ton erneuerten sie den Befehl, gleich auszusteigen, und drohten, im Weigerungsfalle sie nebst ihrem Sohn zu erschießen. Diese Drohung aber gab der muthvollen Frau ihre

ganze Kühnheit wieder. Sie warf sich auf ihren Sohn und bedeckte ihn mit ihrem Körper. »Es sind ihrer nur neun,« rief sie dem alten Diener zu, »wir vertheidigen uns!«

Der Kampf begann, aber die Kräfte waren zu ungleich. Zwar streckte die Heldin zwei ihrer Feinde zu Boden; doch zu gleicher Zeit stürzte auch der Diener, von einer Kugel getroffen, ein Opfer seiner Treue, zu Boden. Die Pferde und ihr Führer wurden getödtet, der Sohn gefährlich verwundet. Bei diesem Anblick brach die Mutter in ein fürchterliches Geschrei aus, warf die Pistolen, zu deren Ladung es ihr an Zeit fehlte, von sich, griff nach dem Säbel des Sohnes und stürzte wüthend aus dem Wagen. Nun ward sie von den Rebellen umrungen, verwundet, gefangen, und mit Stricken fest an einen Baum gebunden.

Jetzt fielen die Räuber über den Wagen her, rissen den Sohn heraus, schleppten ihn zur Mutter hin und machten Vorbereitungen, ihn zu erschießen. Man denke sich die entsetzlichen Qualen der Mutter! Außer sich, riß sie sich an dem Baum Arme und Rücken wund, bat Menschen und Gott um Hilfe, Rettung, um Rache.

Ihre Qual zu verlängern und zu erhöhen, zögerten die Räuber absichtlich mit der Ermordung des Sohnes. Diese Langsamkeit aber, das Jam-

mergeschrei der Mutter und die früher gefallenen Pistolenschüsse zogen einen Vortrab von fünfzig Reitern herbei, die insgesammt mit verhängten Zügeln dem Orte, an dem die Gräuelthaten verübt waren und zum Theil noch verübt werden sollten, zugesprengt kamen. — Die Rebellen, welche Gegenwehr versuchten, wurden niedergemacht.

Die Mutter, welche mitten in der drohendsten Gefahr ein qualvolles Bewußtseyn all des Schrecklichen, das um sie herum vorging, behauptet hatte, konnte die freudige Überraschung, so unerwartet Rettung gefunden zu haben, nicht ertragen, und fiel in eine tiefe Ohnmacht. Vergeblich blieb das Bemühen der Soldaten, sie wieder zu sich zu bringen. Diese legten sie endlich in ihren Wagen, spannten vor denselben Pferde und führten sie mit sich fort nach ihren Quartieren.

Dort erhielt sie ihr Bewußtseyn bald wieder. Das erste Wort, als sie die Augen aufschlug, war: »Mein Sohn!« Aber dieser war nirgends zu finden. Es fiel ihr ein, daß er zur Zeit der Ankunft ihrer Retter blutend auf der Erde, nahe bei ihr, gelegen sey. Sie sprang von ihrem Lager auf. »Man bringe mich hin auf die Mordstätte,« rief sie, »mein Sohn wird noch leben; er verdient es, daß Ihr ihn rettet, er ist Soldat, wie Ihr, und für Euch und das Vaterland hat er sein Blut

vergossen!« — Mehr bedurfte es nicht, um die edlen Franken anzueifern. Sie nahmen die bis zum Tode geängstigte Mutter mit sich und eilten auf den Kampfplatz zurück.

Ein neuer Unstern hatte aber einstweilen über dem Haupte des Sohnes einer so herrlichen Mutter gewaltet. Derselbe war inzwischen aus seiner Betäubung erwacht. Er hatte nicht Kraft genug, sich zu erheben; aber, Hilfe suchend, kroch er von dem Orte des Schreckens hinweg. Neue Reiter, die nun auf den Wahlplatz kamen, und den Verwundeten sich mühsam fortbewegen sahen, hielten ihn für Einen aus den Rebellen. Sie eilten ihm nach, hieben ihn, seine Bitten nicht achtend, nieder und ließen ihn leblos an einem Graben liegen.

Die nach der unglücklichen Stelle eilende Mutter mußte bei jenem Graben vorbeifahren. Sie sieht — entsetzlicher Anblick — ihren Sohn blutbespritzt, ohne Lebenszeichen liegen! Auf den ersten Blick hat sie ihn erkannt. Sie stürzt jammernd aus dem Wagen, wirft sich verzweiflungsvoll auf den Unglücklichen hin, wünscht sich nichts, als einen schnellen Tod, das Ende ihrer Qual!

Bewußtlos liegen nun Mutter und Sohn neben einander. Die menschenfreundlichen Krieger heben Beide in den Wagen, bringen sie mit Vorsicht nach ihrer Wohnung, rufen die Regimentsärzte,

und — Dank sey es der Vorsicht — Mutter und Sohn erlangen noch einmal das Bewußtseyn, beide werden dem fast gewissen Tode entrissen, durch zärtliche Pflege dem schönen Leben wieder gegeben! Welche Freude für die Mutter, aber welch ein Gefühl für den, der seiner edelsinnigen Mutter das Leben zum zweiten Mal dankt!

XVI.

Glück bessert schlechte Diener nicht.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß gewöhnliche, besonders leichtsinnige und nachlässige Menschen, durch gute Bezahlung nicht zur treuen und emsigen Pflichterfüllung gebracht werden können. Sie werden im Gegentheile desto nachlässiger und undankbarer, je gütiger und freigebiger man sich beweiset; ja, es scheint, als ob Entbehrungen und Mangel allein die Mittel wären, durch welche sie zu nützlicher und eifriger Thätigkeit gespornt zu werden vermöchten.

Ein Fürst, welcher Gründe haben durfte, mit mehreren seiner Diener unzufrieden zu seyn, ließ einst in guter Laune obige Bemerkung laut werden. Ob er es gleich gewohnt war, sonst die Höflinge überall seiner Meinung zu sehen, so traf er doch

hier nicht nur in den Mienen, sondern auch in den Worten der ihn umgebenden Menge Widerspruch. Besonders eifrig griff Enrico, einer seiner nachläßigsten und bequemsten Diener, den aufgestellten Satz an, da er noch einen geringen Gehalt genoß, der bei etwas leichtsinnigem Haushalte nie recht hinreichen wollte, in der Hoffnung, den Fürsten bei guter Laune zur Erhöhung seiner Besoldung zu bewegen. »Eure Durchlaucht,« sprach er listig bescheiden, »dürften in dieser Sache doch zu streng urtheilen! Ich glaube, daß Jeder aus Höchstihren Dienern desto eifriger Dienste leisten würde, je freundlicher die Lebenslage wäre, in welche ihn Eurer Durchlaucht Großmuth versetzte. Ich wenigstens lasse mir gewiß jetzt keinen Vorwurf zu Schulden kommen, und, wenn es möglich wäre, daß mein Eifer und meine Wachsamkeit für Eurer Durchlaucht Winke noch größer werden könnte, so glaube ich, daß die Beseitigung einiger häuslichen Sorgen, in die mich meine Dürftigkeit versetzt, nur beitragen müßte, mein Dichten und Trachten allein auf meine Dienstpflicht zu ziehen.«

Der Fürst, welcher Enrico's Leichtfertigkeit kannte, lächelte über die Wendung, die der Schlaue dieser Sache zu geben suchte. Nach einigem Besinnen antwortete er: »Du scheinst von deiner Meinung überzeugt, Enrico? Es kommt auf eine

Probe an. Das Amt, welches du bis jetzt versahst, wurde von dir nicht zu meiner vollen Zufriedenheit verwaltet, da ich dich mancher Fahrlässigkeit zu zeihen habe. Weil du aber meinst, daß Geld deinen Diensteifer spornen werde, so will ich zwei deiner Meinung entsprechende Wege einschlagen – dir einen kleinen Dienst und eine große Besoldung verleihen. Du sollst von heute an zwei Tausend Thaler jährlicher Rente erhalten, und deine Leistung nur darin bestehen, den in meinem Schlafgemach stehenden Becher mit Papierstreifen zu füllen, deren ich mich zum Anzünden meiner Pfeife bediene. Diese Streifen kannst du zu beliebiger Zeit und in beliebiger Menge herbeischaffen; nur sehe zu, daß niemals weniger als zwölf sich im Becher befinden. Sollte ich diesen meinen Befehl einmal vernachlässigt finden, so verlierst du deinen Gehalt; ja, ich lasse dich, als einen undankbaren Diener, sogar in das Zuchthaus sperren.«

Enrico machte große Augen, als er diesen Ausspruch vernahm. Seine Freude war ohne Grenzen; er stürzte zu den Füßen des großmüthigen Fürsten. »Diesen geringen Dienst, gnädigster Herr, mit welchem Eifer werde ich ihn erfüllen! Wär' ich nicht ein Ausbund von Undankbarkeit, wenn ich je Ihre Gnade vergäße!« so rief der, von Allen beneidete, beglückte Enrico. Er stürzte nach Hause,

nahm die theuerste und schönste Papiersorte, mit Goldstreifen geziert, schnitt sie in Fidibus, und flog damit wieder in des Fürsten Gemach, wo er den angewiesenen Becher damit bis zum Zerplatzen anstopfte.

Die folgenden Tage verließ er im sorglichen Eifer kaum das Gemach, sondern sah stets mit ängstlichen Blicken auf das gefüllte Gefäß, als fürchtete er, daß die zierlich geschnittenen Streifen durch die Luft fliegen oder von einem Zauberer geraubt werden könnten. Der Fürst, welcher Enrico's ängstliche Aufmerksamkeit bemerkte, lächelte; war aber doch ein zu richtiger Menschenkenner, um an die Beständigkeit dieses Eifers zu glauben.

Wirklich drang sich dem bequemen Diener schon nach einigen Tagen die Bemerkung auf, daß es überflüssig sey, seine Zeit mit der Bewachung des Bechers zu verlieren. »Der Fürst bedarf täglich höchstens drei Streifen, und dafür ist reichlich gesorgt,« dachte er. »Es ist genug, wenn ich ein Mal im Tage nachsehe und ersetze, was fehlen mag.« — Nach einiger Zeit wollte es ihn auch bedünken, daß zu diesem Gebrauch das theure, mit Goldstreifen gezierte Papier wohl zu kostbar seyn dürfte; er brachte daher bald eine wohlfeilere Gattung an dessen Stelle, die in der Qualität zusehends tiefer sank, so daß der Fürst endlich zu seinem heim-

lichen Ergetzen beschriebenes Conceptpapier unter den Streifen fand.

Enrico hingegen ließ sich seine verbesserte Lebenslage sehr wohl behagen. Er warf sich einer Menge von Zerstreuungen in die Arme, die ihm nun nicht mehr Zeit ließen, täglich nach dem Becher zu sehen. Es kam endlich so weit, daß er nur alle acht Tage seinen Besuch ablegte und neue Fidibus mitbrachte.

Indessen war der Frühling herbeigekommen. Enrico wollte die erwachende Natur mit ihren Reizen fern von der Residenz auf dem Lande genießen. »Den unbedeutenden, kleinlichen Dienst,« dachte er, »kann ein Stellvertreter so gut, wie ich selbst, versehen. Der gemeinste Mensch ist dessen fähig.« Er gab daher einem seiner Bedienten die Weisung, im fürstlichen Becher die fehlenden Streifen täglich zu ersetzen; und reisete leichtfertig und unbekümmert ab, lebte uneingedenk seiner Pflicht auf dem Lande und tödtete die Zeit auf mancherlei Art. Der Müßiggang hatte ihn nicht nur bequemer und fauler, sondern auch gefühlloser und verderbter gemacht: so daß ihm des Fürsten Huld keineswegs ersprießliche Früchte getragen.

Der alte Diener, welchem Enrico sein Amt überlassen, starb unterdessen plötzlich am Schlagflusse. Niemand seiner Angehörigen dachte auf En-

rico's Verbindlichkeit, und die Höflinge, welche vielleicht daran dachten, stellten sich gerne gedächtnißschwach. So kam es, daß der fürstliche Becher täglich ärmer an Streifen und endlich ganz leer ward. Nun war der Zeitpunct gekommen, welchen der Fürst vorausgesehen hatte. Eine empfindliche Ahndung hatte der nachlässige Diener verdient. Enrico, der weder des Fürsten, noch seines Amtes viel dachte, erschrack daher nicht wenig, als er folgendes Rescript seines fürstlichen Gebieters erhielt:

»Enrico! Seit zwei Tagen ist der, deiner Obsorge zugewiesene Becher geleert. Richte nun selbst, ob Meine Behauptung, daß Großmuth und Güte leichtfertige Diener nicht eifriger mache, die richtige sey. Du bist ein nachlässiger und undankbarer Mensch, welcher seinen Gehalt einem Würdigeren nicht länger entziehen soll. Obgleich dein Undank die angedrohete Strafe des Zuchthauses wohl verdient hätte, so sey sie doch in eine Verweisung aus Meinem Gebiethe gemildert. Wage es nie mehr, leichtsinniger und pflichtvergessener Mensch, dich vor Mir blicken zu lassen! Der Fürst.«

Was nützte nun alle Reue, mit welcher der bestrafte Enrico gegen sich selbst wüthete. Er mußte sich dennoch gestehen, daß ihn kein unverdientes Elend getroffen.

*

Ob sich diese Begebenheit wirklich ereignet hat? Ich glaube, daß es noch immer Menschen gibt, die, durch ihren Glücksstern oder fremde Großmuth in heitere Lebenslagen versetzt, selbst auf die geringsten Verpflichtungen vergessen, und im Überflusse lässiger sind, als sie es in beschränkten Lagen gewesen seyn würden. Ja, ich glaube sogar, daß bei dieser Papierstreifenprobe Dieser oder Jener des leichtfertigen Enrico's Fall immer noch theilen würde.

XVII.

So Manches fügt sich wunderbar im Leben.

Der Marquis La Valette war eben auf einer kleinen Lustreise nach einem seiner von Paris mehr entfernten Landgüter begriffen, als sein Wagen brach. Er stieg aus, gab seinem Diener den Auftrag, nach dem nächsten Dorfe zurückzugehen und dort Hilfe zu suchen. »Die Gegend hier ist zu schön, als daß ich sie nicht genießen sollte. Ich will längs der Straße fortwandeln, denn die nächste Poststation ist nicht mehr fern, und dort wird mich der Wagen treffen.« So sprach er zu seinem Diener, und ging, in seine Gedanken versunken, im Ange-

sicht eines kleinen Wäldchens, durch welches die Poststraße führte, mehr traurig als heiter, fort seine Wege.

Der Marquis war einer Derjenigen, welche durch die zur Revolutionszeit in Frankreich eingerissenen Unruhen den Frieden ihres Lebens für immer verloren. Treu seinem rechtmäßigen Könige, konnte er, von den Feinden desselben heftig verfolgt, sein Leben nur durch die Flucht retten. An der Seite einer geliebten Gattin und seiner zweijährigen Tochter war er im Begriffe, nach England zu flüchten, als mitten auf der Straße sein Wagen von Räubern angehalten, seine Gattin durch einen Pistolenschuß getödtet, er und sein Kind aus demselben gerissen und durch ein Gebüsch fortgeschleppt wurden. Seine Sinne hatten ihn verlassen. Er erwachte erst nach einer mehrstündigen Ohnmacht. Ach, wie schmerzvoll war dieses Erwachen, als er, geplündert und fast gänzlich entkleidet, die Wahrheit der schrecklichen Begebenheit, welche ihm anfänglich ein schwerer Traum schien, nicht mehr bezweifeln konnte! Seine Gattin todt, sein Kind fortgeschleppt von den Räubern, wahrscheinlich auch schon ermordet — was hatte er nun noch zu verlieren!

Mühsam raffte er sich auf, schleppte sich bis zu dem nächsten Flecken, machte die Anzeige von diesem Unfall, und beschwor die Gerichte, wenn es noch

möglich wäre, wenigstens seine kleine Tochter zu retten. Bald wurde der geplünderte Wagen eingebracht und der Leichnam seiner geliebten Gattin gefunden. Man bestattete ihn zur Erde, während alle angestellten Nachforschungen nach dem Kinde vergeblich blieben. In stumpfer Verzweiflung begab sich der Marquis zurück nach Paris. Er hatte dort nichts, als den Tod zu erwarten, und dieser schien ihm mehr ein glückliches als zu fürchtendes Ereigniß zu seyn. Der Schreckensmann Robespierre, welcher damals die Zügel der Regierung in den Händen hatte, gewahrte bald, daß es dem Marquis um den Tod zu thun sey, und deßhalb, nicht aus Menschlichkeit, ließ er ihn leben.

Rasch hatten indessen in dem unglücklichen Frankreich die Begebenheiten gewechselt. Ein gemäßigteres System war auf die zügellose Herrschaft von wüthenden Unholden gefolgt. So erhielt der Marquis auch seine Freiheit und einen großen Theil der geraubten Besitzungen wieder. Die verlorne Ruhe seines Lebens konnte ihm aber Niemand mehr geben! Seine Tochter Natalie lebte fort in seinem Gedächtnisse, und ihr Andenken hatte ihn mit einer Schwermuth erfüllt, die oft den Charakter einer lebenzerstörenden Gemüthskrankheit annahm.

La Vallete war um seines vortrefflichen Herzens willen allgemein geliebt. Seine Untergebenen,

wie seine Freunde, nahmen den innigsten Antheil an ihm. Die Ärzte verordneten Zerstreuungen aller Art, insbesondere Reisen und freie Bewegungen. Auf ihr Andringen befand er sich, zwölf Jahre nach diesem schrecklichen Vorfall, eben auf dem Weg nach seinem Landgut Etrolles, um dort einige Zeit des Sommers zuzubringen, als ihn mit seinem Wagen der oben erwähnte Unfall getroffen.

Der Marquis schritt auf der offenen Landstraße fort. Bald hatte er den Wagen aus dem Gesichte verloren. Die Gegend war herrlich, und der nahende Abend verbreitete unaussprechlichen Reiz über die üppigen Fluren. Sein Gemüth ward weicher und immer weicher gestimmt. Indem er so mit sich selbst und der Vergangenheit beschäftigt, der nächsten Poststation zugewandelt war, brachte ein plötzlich aufgeregter Windzug, und bald darauf große herabfallende Tropfen, ein Abendgewitter; und wie er in seiner Verlegenheit nach einem schicklichen Zufluchtsort umherblickt, gewahrt er eine ärmliche Hütte. Auf diese eilt er zu und klopft an die Thüre.

Eine liebliche Stimme frägt, wer Einlaß begehre. »Ein Reisender, der dem Gewitter entkommen, hier seinen Wagen erwarten will. Machet auf, besorgt von mir nichts!« — Sogleich ward die Thür entriegelt. Ein herrliches Mädchen mit einer überaus ansprechenden Miene und von zartem Wesen

hatte sie dem Bittenden willig geöffnet. La Vallete betrachtete sie wie eine liebliche Erscheinung, denn in dieser niederen Hütte hatte er solch eine Gestalt nicht zu finden gehofft.

Mit kurzen Worten erklärte der Marquis, daß er nur so lange in ihrer Hütte eine Zuflucht zu finden wünsche, bis sich der Regen gelegt haben oder sein Wagen, welchen er durch das Fensterchen der Hütte leicht auf der Hauptstraße vorbeifahren sehen konnte, eingetroffen seyn würde. »Recht gern wollen wir Sie aufnehmen, gnädiger Herr,« sprach das Mädchen; »aber ich bitte Sie, leise zu gehen, mein guter alter Vater liegt schwer krank und schlummert so eben. Ach, es würde mir weh thun, wenn Sie ihn weckten!«

La Vallete trat leise ein. So ärmlich die Hütte auch aussah, so war doch das Innere derselben durch einen hohen Grad von Reinlichkeit ausgezeichnet. Im Hintergrunde der Stube stand das Bett, worin der kranke Vater in fast hörbarem Schlummer lag. Sehen konnte man nichts von ihm, denn die Vorhänge des Bettes waren mit Sorgfalt geschlossen. La Vallete setzte sich an das Fenster. Das liebliche Mädchen schlich zu dem Bett und horchte nach jedem Athemzug des schwer bedroheten Vaters. Ach, wie sehr mußte sie ihn lieben! Diese kindliche Liebe stand in ihren schönen Augen geschrieben, die

sich oft mit Thränen füllten. Die Kleine wollte sie vor dem Fremden verbergen, denn sie ahnete nicht, welchen Werth sie ihr gaben.

Der Marquis winkte ihr, näher zu kommen. »Du bist wohl recht unglücklich, liebes Kind, in solch einer schaurigen Einsamkeit?« sprach er. »»Ja wohl bin ich es jetzt!«« rief sie und unterdrückte mühsam ein lautes Schluchzen. »»Doch nicht die Einsamkeit ist es, die mich mit Trauer erfüllt. Ach, ich habe nie ein anderes Los gewünscht, als in dieser ruhigen Hütte zu leben, nie ein anderes Glück, als jenes, um meinen Vater zu seyn. Bevor ich ihren Verlust zu begreifen im Stande war, entriß mir der Tod die Mutter So war Er mir seit meinen frühesten Jahren Alles, — Gott, wenn er mir stürbe!«« So sprach das Mädchen. Häufige Thränen hinderten sie, weiter zu reden.

Noch Manches wollte der Marquis erfahren, denn die Kleine hatte seine volle Theilnahm' erregt. War es diese kindliche Liebe, welche sie durchglühte; war es ihr liebliches äußeres Wesen; war es diese Bildung, welche er in einer Hütte nicht zu finden gehofft? Er wußte sich selbst über sein Gefühl keine Rechenschaft zu geben.

Unterdessen war der kranke Greis aus seinem

Schlummer erwacht. Er rief den Namen: »Maria!« Das Mädchen eilte hin an sein Lager, und machte mit der Hand eine Bewegung, um dem Marquis anzudeuten, daß er zurück in eine Ecke treten wolle, weil sie befürchtete, daß ihren Vater ohne Vorbereitung der Anblick eines Fremden beunruhigen könnte. Sie zog die Vorhänge auf. Das Geräusch, welches La Vallete beim Zurücktreten machte, vernahm der Kranke. »Es ist noch Jemand in der Stube?« fragte er mit ängstlichem Tone. Der Marquis trat nun an das Bett. Kaum hatte ihn der Greis erblickt, so faltete er seine Hände, und seine Augen erglänzten von einem ungewöhnlichen Feuer. »Gott sey es gedankt,« sprach er freudig, »dieses Mannes Bild habe ich eben im Traum gesehen. Mit voller Gewißheit sprech' ich es aus, geliebte Marie—: Er wird Dir ein Vater seyn!—Nun kann ich im Frieden sterben, denn der Tod ist nicht fern!«

Maria erröthete und erblaßte wieder. »»Nein, guter Vater,«« sprach sie, »»du wirst mir noch nicht sterben! Ich bedarf keiner fremden Hilfe und will niemals eine in Anspruch nehmen.«« — »Dieß wirst du müssen, gute Marie, denn ich fühle die Scheidestunde nahen. Aber in einem solchen Augenblick ist

Wahrheit in Allem heilige Pflicht. So wisse es denn, Marie, du bist nicht meine Tochter.« — Marie sank vor Schrecken beinahe zu Boden. Sie bedeckte das blasse Gesicht mit ihren Händen und fand keine Worte. »Ihr macht mich neugierig, guter Mann,« sprach der Marquis, »seyd meiner Theilnahm' gewärtig. Gern will ich für das Mädchen sorgen, das solche Dankbarkeit und Liebe beweiset, — aber wessen Tochter ist sie denn nun?« — »»Das weiß nur Gott!«« fuhr der Kranke mit schwacher Stimme fort; »»vor zwölf Jahren hatte ich sie im Wald bei Chalons ausgesetzt gefunden. Verruchte Ältern nur konnten ein so liebliches Kind dem augenscheinlichen Tode bloßgestellt haben. Sie war demselben nahe. Wir beide, mein gutes Weib und ich — vertrieben aus Perpignan, wo wir einst in glücklichen Umständen lebten, von verruchten Feinden der letzten Habe beraubt — irrten im Lande wie die ärmsten Bettler unstätt umher. Wir hatten kaum Brot genug für uns selbst, aber dieses Mädchen dauerte uns doch! Wir hoben es auf, nahmen es mit, nannten es Marie. Da wir kinderlos waren, so that es wohl, uns kindlich geliebt zu sehen. Deßhalb verschwieg ich dem Mädchen diesen Vorfall, der sie nur fruchtlos beunruhiget, und uns ihr Herz vielleicht geraubt haben würde. Bald darauf erlag mein Weib der ungewohnten Noth.

Ich hatte, entfernt von Chalons und meiner vori-
gen Heimath, diese Hütte nach manchem Lebens-
sturme bezogen. Alt und schwach, wie ich bin, ver-
dank' ich mein Leben nur ihr. Dieser Engel ha
mir bis jetzt jene That reichlich gelohnt!««

Mit einem wehmüthigen Ton der Rührung un
des Schmerzens stürzte Marie an sein Lager, faßt
seine Hand, küßte und benetzte sie mit Thränen.
Der Marquis aber theilte die Bewegung des Mäd-
chens. Er ward blaß wie die Wand, zitterte a
allen Gliedern, fand kaum Kraft zu den Worten
»Welche Erinnerungen! — Zwölf Jahr
— der Wald bei Chalons. — Habt Ih
sonst kein Zeichen aus jener Zeit?«— »»Ich
habe die Kleider des Mädchens bewahrt.«« — «Um
Gotteswillen, Freund, wo habt Ih
diese?« — »»Dort, in meinem Schrank, im ver-
siegelten Kistchen. Öffnen Sie das von mir aufge-
drückte Siegel; vielleicht sorgt Gott für meine Ma-
rie in späterer Zeit!««

Der Marquis riß mit zitternder Hand das Sie-
gel entzwei; der Deckel springt auf — sein starre
Auge fällt auf die kleine Halskette, aus den Haa-
ren seiner Gattin geflochten, mit einer kleinen gol-
denen Schließe versehen, worauf der Name: »Na-
talie,« in verzogener Schrift. Wohl kennt er die
Alles! Wer beschreibt seine Empfindung! Er stürzt

wie wahnsinnig vor Freude, zu dem lieblichen Mädchen, das noch in Thränen schwimmt, und ruft mit dem unnachahmlichen Ausdruck eines glücklichen Vaters: »Natalie, meine Tochter! es umfassen dich meine Arme — zu klein ist für meine Freude die Welt!«

Ein natürliches Zeichen, das Natalie noch überdieß auf dem linken Arme trug, steigert die höchste Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit. La Vallete, mit einem Herzen voll Liebe begabt, wird seines Entzückens kaum Meister. Nur in abgebrochenen Worten, in den Tönen der tiefsten Rührung schildert er dem Greise die bisherigen Leiden, seinen Verlust, seine Trauer. Was sein Glück vollendet, ist die Anmuth und Bildung Nataliens, denn der edle Mann, früher einer der treuesten Diener des Königs, hatte sich dem Unterrichte der so väterlich Geliebten seit ihren zartesten Jahren mit redlichem Eifer geweiht.

Unterdessen war der Wagen des Marquis eingetroffen. Natalie kann sich nicht entschließen, den Kranken zu verlassen. »Er hat mich wie ein Vater geliebt, ich bin ihm diese kindliche Pflege schuldig,« spricht sie, und blickt den glücklichen Vater mit bittender Geberde an.

La Vallete konnte die Wünsche des Mädchens nicht mißbilligen. Er blieb noch lange bey ihnen,

sprach von seiner Freude und einer glücklichen Zukunft. Dann fuhr er nach der nächsten Station, um für den Kranken mehrere Bedürfnisse und einen Arzt zu senden. Sein Plan war, die Genesung desselben abzuwarten; ihn dann mit sich auf sein Gut zu nehmen. Natalie küßte ihm für diese erste, mit väterlicher Güte gemachte Zusicherung kindlich die Hand. Ihr herzliches Wesen bewies es, wie sehr sie ihm dankbar seyn würde.

Der Marquis that, wie er versprochen, und schied, von dem Segen des Greises begleitet. Als er aber mit dem frühesten Morgen in die Hütte zurückkehrte, fand er Natalien in Thränen und die Hände ringend. Der, welcher ihr mehr als zweiter Vater gewesen, war vor wenigen Minuten sanft in den Herrn entschlafen. Mit Rührung und Theilnahme ward die Leiche bestattet. Der Marquis führte seine Tochter mit sich, sorgte redlich für ihre fernere Ausbildung, und nahm sie bei seiner Rückreise von dem Landgute mit sich nach Paris, wo alle über ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit erstaunten. Natalie aber dachte von nun an auf keinen andern Beifall, als auf jenen des besten und glücklichsten Vaters.

XVIII.

Der Sünder entkommt dem Arme der Gottheit nicht.

In der Nähe von Hamburg lebte vor einigen Jahren ein Metzger, welcher zwar das Geld sehr liebte aber nicht gern arbeitete. — Unter diesen Umständen konnte es mit seinem Haushalt nicht anders als übel gehen. Er hatte sein Haus und Gewerbe so mit Schulden belastet, daß er an jedem Tage dessen öffentlichem Verkauf von Seiten des Gerichtes entgegensehen konnte, und für diesen Fall würden seine zahlreichen Gläubiger nicht einmal ihre Forderungen sämmtlich befriedigt erhalten haben. Für ihn war daher der Entschluß festgestellt, nächstens Haus und Hof zu verlassen, um wenigstens den Vorwürfen Derjenigen, die er um das Ihrige gebracht, zu entgehen. Er dachte aber noch früher einen Streich auszuführen, welcher einiges Geld zur Flucht schaffen sollte.

Der Metzger wußte nähmlich, daß sein Nachbar, der ein ordentlicher Hauswirth war, einiges Vermögen im Baaren besaß. Als er diesen eines Tages mit Weib und Kind auf das Feld hinausgehen sah, achtete er es für den günstigsten Zeit-

punct, in dessen Haus einzubrechen und ihm die vorräthige baare Habe zu stehlen. Ohne Zeitverlust setzte der betrügerische Mensch seinen längst gehegten Vorsatz in's Werk, brach in das verlassene Haus ein und öffnete Kasten und Laden. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er einen Diebstahl beging. Aber von einem Verbrechen zu dem andern gibt es nur Einen Schritt. Der Nachbar hatte nämlich ein kleines Mädchen zu Hause gelassen, das ihm als Magd diente. Diese war einstweilen in einer Kammer gewesen und kam auf das Geräusch, welches der Metzger mit dem Öffnen der Thür und des Kasten machte, eilig herbei. Sie wollte nach Hilfe rufen. — Der Diebstahl war entdeckt — der Metzger gerieth in Todesangst, und dann in verzweifelnde Wuth. Er springt auf das fliehende Mädchen zu, packt es am Halse, drückt ihr die Kehle zu. Dasselbe ringt mit ihm. Er schlägt in der fürchterlichsten Angst den Kopf der Unglücklichen gegen die Wand, ein Strom Blut dringt aus Nase und Mund, das Mädchen röchelt und — stirbt. So war er zum Mörder geworden.

Die fürchterlichste Angst ergreift ihn, die aufgeregte Gewissensqual läßt ihn nun an die Vollziehung des Diebstahls nicht denken; er eilt aus dem Hause, flieht in's Freie, und flüchtet sich eilig nach Hamburg. Auch hier hält er sich nicht für

sicher, er flieht in den Meereshafen, sucht, auf ein fremdes Schiff zu kommen, und athmet erst frei, wie er hier als Schiffsknecht Aufnahme findet, und das Schiff, welches auf den Härings-fang ausging, die Segel lichtet. Nun dachte er sich sicher, und gewann in dem Gedanken, der verdienten Strafe entgangen zu seyn, wieder einigen Muth. Er ward daher so ruhig, als man es mit einem schlechten Gewissen, das nie gänzlich zum Schweigen gebracht werden kann, nur immer zu seyn vermag. Wenn ihn aber auch die Menschen nicht als Mörder erkannten, so hatte doch Gott seine Gräuelthat gesehen; und dessen Gerechtigkeit läßt das Laster nicht ungestraft.

Das Schiff, auf welchem der Mörder diente, erlebte die sonderbarsten Schicksale. Zwei volle Jahre irrte es unverrichteter Dinge auf dem Meer herum; wohl fünfzig Mal gerieth es in Gefahr, an verborgenen Klippen und Sandbänken zu scheitern. Hunger und Noth herrschten darauf. Überdieß hatte der Blitz dreimal in dasselbe geschlagen, den Hauptmast niedergeschmettert und sonst noch viel Unheil angerichtet; zudem konnte der erfahrne Steuermann, durchaus nicht die verlorne Bahn wieder finden, noch die Wasserstraße erkennen, auf der sie verzweifelnd umher irrten. Weder Er, noch die ältesten Matrosen erinnerten sich, je eine Fahrt ver-

sucht zu haben, auf welcher sie so vielen widrigen Winden und andern Unglücksfällen ausgesezt gewesen wären.

Solche Schicksale brachten die Schiffsmannschaft, wie es bei dieser Gattung Menschen gewöhnlich ist, auf den Gedanken, daß irgend ein großer Verbrecher unter ihnen seyn müsse, den Gott zur Strafe und Sühnung züchtigen wolle. Diese Meinung sprachen sie laut und unverholen aus. Bei solchem Gerede ergriff den, von seinem Gewissen fürchterlich gepeinigten Metzger Todesangst; ein kaltes Fieber durchschüttelte sein Gebein und seine Augen wurden fast blind vor Thränen und Furcht.

Aber täglich mehrte sich auf dem verunglückten Schiffe die Noth, und schon hatte die ganze Mannschaft einige Tage hindurch nagenden Hunger gelitten, als der fürchterlichste Sturm, dessen sie sich zu entsinnen wußten, das entmastete Schiff überfiel. Man muß die Schreckniße des stürmischen Meeres gesehen haben, um sich hiervon ein entsprechendes Bild entwerfen zu können. Wie ein Ball ward das lecke Schiff krachend von einer thurmhohen Woge pfeilschnell auf die andre geschleudert. Die Matrosen erwarteten mit jedem Augenblick ihr Ende. Die sämmtliche Mannschaft lag auf den Knieen und bethete in ihrem Jammer zu Gott. Nur Einer konnte nicht bethen, und dieser war jener Mörder.

Eine unnennbare Angst hatte ihn ergriffen, nicht die um sein irdisches Leben, sondern eine unbeschreibliche Bangigkeit für sein ewiges Heil. Mit einem Mal war ihm die Zukunft klar vor seine Seele getreten. Er bebte, schauderte — die Hölle stand mit ihren gräßlichen Bildern lebhaft vor ihm. Gern wollte er nun des schimpflichen Todes sterben, wenn er nur Jenseits Gnade finden könnte, wo über die Lebendigen und die Todten strenges Gericht gehalten wird. Verzweifelnd wirft er sich zu den Füßen des Schiffpredigers, der mitten unter den Matrosen stand und seinen Segen spendete: »O retten Sie meine Seele, retten Sie mich!« ruft er, »ich bin ein Mörder. Wird mir Gott auch vergeben? — Ich bereue, ich will meine Freveltat sühnen. Retten Sie mein ewiges Heil!«

Mit Schrecken vernahmen die Matrosen sein Bekenntniß, mit Entsetzen hörten sie des Metzgers offene Beichte. Unter dem Gerassel des Donners und dem fürchterlichen Leuchten des Blitzes, mitten im stürmenden Meere und unter den Schrecken des Todes bethete der menschenfreundliche Priester über den Sünder. Doch wie er diesen heiligen Act verübt hatte, krachte das Schiff, denn es war vom Sturm auf einen Felsen getrieben worden; die wüthenden Wogen brachen sich mit entsetzlichem,

gewisses Verderben kündenden Getöse, der Tod stand vor den Augen Aller. Da erfaßt Einer aus den Schiffsleuten den zitternden Mörder, der, noch vom Fieberschauer durchbebt, in ihrer Mitte kniet, und stürzt ihn, als die Ursache ihres Unglücks, in die tosende Brandung hinunter.

Und plötzlich wird das Schiff wieder flott. Die Wuth des Sturmes nimmt zusehends ab, die Wogen werden kleiner, die Wolken zertheilen sich, und bald tritt in heiterer Nacht der Sternenhimmel hervor. Auf ihren Knieen dankt die Schiffsmannschaft Gott, dem Erretter. Als aber die Nacht hingeschwunden und die heitere Sonne wieder aufgegangen war, da stieg der Steuermann auf den Kleinmast hinauf, um die Gegend auszuspähen, in der sie noch unkundig weilten. Plötzlich schwenkt er den Hut und ruft der entzückten Mannschaft mit jubelnder Freude zu: »Ich sehe Land!« — Kaum waren sechs Stunden verflossen, so landete das Schiff nach so manchen erlittenen Unglücksfällen auf der Insel Bourbon. Wer beschreibt den Jubel der Gelandeten!

Indessen war mancher der anwesenden Matrosen in sich gegangen. Gottes rächende Hand, die das Vergehen überall ereilt, hatte sich hier so unverkennbar gezeigt. Und sie erzählten Allen die wunderbare Begebenheit, die sich mit ihnen zugetragen; wie die Schreckniſse des Himmels den Mörder ge-

wungen, seine Gräuelthat zu bekennen, und wie nach seinem Tode der Sturm geschwiegen, das verirrte Schiff die verlorne Bahn wieder gefunden, und dem augenscheinlichen Verderben glücklich entronnen sey. Alle, die dieses anhörten, sagten: »Wahrhaftig, Gott ist gerecht, und der Sünder entkommt seinem Arme nicht!«

XIX.

Sein Elend sieh', und bess're dich.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der Jähzorn durch eine ganz eigene Beschaffenheit des Körpers, vorzüglich des Nerven- und Gallensystems, bedingt werde; aber eben so gewiß ist es denn doch auch, daß der Mensch, wenn er den festen Willen in sich fühlt, dieser verderblichen Aufwallung Meister zu werden, die Ausbrüche des Zornes völlig unterdrücken könne. Der Mensch kann eine unbedingte Herrschaft über sich selbst erringen, wenn er sich frühzeitig an das Gesetz der Vernunft gewöhnt; und, je weiter er es in dieser schwierigen und erhabenen Kunst gebracht hat, desto größer, desto edler erscheint er vor uns.

Unter die fürchterlichsten Leidenschaften gehört der Jähzorn. Wild tritt der Mensch mit ihm über die Gränzen der Menschheit hinaus, verletzt sich und

Andere, stiftet Übles und Schaden, den oft kein Opfer, keine Reue zu vergüten vermag. Wie ein Vieh wüthet er im vollen Zorne, vernichtet wie das Feuer, zerstört wie der Sturm, verdammt wie der Höllenfürst. Ist aber jene unselige Verblendung gefallen, dann steht er da, voll Reue, voll Verzweiflung. Oft gäb' er sein Vermögen, oft selbst sein Leben hin, um Übereilungen der schlimmsten Art wieder gut zu machen; aber Jahre, eine Ewigkeit vermag manchmal nicht wieder zu schaffen, was leidenschaftlicher Ingrimm in Einem Augenblick zerstört.

*

Dienstesverhältnisse nöthigten mich, einige Jahre in einer Provinzstadt zuzubringen. Ich fand, daß sich in kleineren Städten die Menschen viel leichter an einander schließen, als in größeren, wo man lebenslang unbekannt und ohne Freund bleiben kann, wenn man sich nicht ernstliche Mühe gibt, die Theilnahme seiner Umgebung durch Aufwand an Kräften und Dienstleistungen zu gewinnen. Unter den wenigen Freunden, an die ich mich schließen wollte, war mir Guntram, ein junger, feuriger Mann, der wertheste gewesen. Sein lebhafter Geist, sein gefühlvolles Herz, seine männliche Kraft und eine Menge achtbarer Tugenden hatten mich für ihn im Kurzen gänzlich gewonnen. Guntram kam mir bald mit der innigsten Freundschaft entgegen, denn nie

hatte ein Mann der Idee, die er sich von seinen Freunden machte, so sehr entsprochen, wie ich. Er schrieb dieses meinem Charakter und Eigenschaften zu; im Grunde war es aber nur jene Selbstbeherrschung gewesen, mit der ich mich im Umgange mit dem feurigen Jüngling zu benehmen wußte.

Guntram war im höchsten Grade jähzornig. Ein zur unrechten Zeit angebrachter und behaupteter Widerspruch konnte ihn bis zur Raserei bringen, und so war es gekommen, daß, ungeachtet seiner vielen trefflichen Eigenschaften, Niemand lange mit ihm auf freundschaftlichem Fuße leben wollte. Desto größer war in ihm die Sehnsucht nach mittheilender Liebe geworden. Ich war stolz darauf, durch mein vorsichtiges Benehmen einen Freund behaupten zu können, den Alles hochachtete, aber nichts desto weniger ängstlich mied; und ich nährte den frohen Gedanken, dieser seiner häßlichen Leidenschaft mit der Zeit durch ihn selbst Schranken zu setzen.

Vorsichtiger konnte Niemand mit seinem Nächsten umgehen, als ich es mit meinem Guntram that. Sobald ich bemerkte, daß sich im Verlauf des Gesprächs bei Verschiedenheit der Ansichten seine Hitze vermehrte, brach ich ab und schwieg mit Beharrlichkeit. Ich war es gewiß, daß er nach ruhiger Überlegung und bei kälterem Blute mit mir die Wahrheit selbst finden und anerkennen werde. Sein

heller Verstand, sein gutes Herz führten ihn nach den Augenblicken der erregten Leidenschaftlichkeit auch immer noch viel früher zur Erkenntniß, als ich erwartet hatte. Dann warf er sich in meine Arme, drückte mich heftig an seine Brust, und Thränen rollten aus seinen Augen; er bereute seinen Ungestüm bitter, und die ganze Welt, wenn er sie zu verschenken gehabt hätte, würde er in solchen Momenten gerne zur Sühnung seiner Übereilungen hingegeben haben.

So ward ich ihm ein wahres Bedürfniß. Er nannte mich stets den Arzt seiner Seele; und ich hoffte, meine Cur vollendet zu sehen, als es meinen freundschaftlichen Bemühungen gelang, ihm die Hand eines Mädchens erwerben zu helfen, das er über alles liebte. Es hatte Mühe gekostet, die Einwilligung der Ältern zu erhalten, weil sie dem Jähzorn meines Freundes mißtrauten. Endlich war er zum Trauungstage gekommen. Guntram schien überaus glücklich; er stürzte sich in meine Arme und rief: »Jetzt, in dieser feierlichen Stunde schwöre ich's dir, mich nie mehr einer plötzlichen Aufwallung hinzugeben und mein Weib so glücklich zu machen, wie wir Beide es wünschen. Und wenn ich diesen Schwur jemals breche, so strafe mich Gott!«

Wirklich entsprachen die ersten Monate seiner Ehe unseren Wünschen. Sein Weibchen, das die Herzensgüte und Liebe selbst war, behandelte ihn, gleich mir, mit Sanftmuth und Nachgiebigkeit. Hierdurch erwarb sie sich meine Achtung im hohen Grade, und ich sagte oft zu Guntram, daß ich es ihm nie vergeben würde, wenn er dieses Engels Ruhe je trüben oder gar stören könnte.

Aber leider geschah dieses früher, als ich dachte. Aus einem unbedeutenden Gespräch entspann sich zwischen beiden plötzlich ein Wortwechsel, der Guntrams Hitze auf's Höchste steigerte. Ich trat eben zur Thür herein, als ich in seinem Gesichte wilden Zorn und in den Augen der Gattin große Thränen bemerkte. Weinend trug mir diese den Gegenstand des Zankes vor. Er unterbrach sie. Ich ermahnte ihn freundlich zur Ruhe; sie will nun fortfahren — da gibt er ihr, in einer Anwandlung von Beschämung und Wuth, ganz außer sich, einen Schlag in's Gesicht. Nun verliere ich selbst jene Beherrschung meines Innern, auf die ich so stolz gewesen war. Ich mache ihm bittere Vorwürfe. Hierdurch geräth Guntram in eine Wuth, die noch nicht ihres Gleichen hatte. Eine Fluth von Verwünschungen strömt aus seinem Munde, sein Gesicht wird bald roth, bald blau, seine Haare sträuben sich empor, und aus den fürchterlich rollenden Augen stieben

Funken des roheſten Zorns. Mit geballter Fauſt ſtürzt er auf mich zu, packt mich an der Bruſt, und ehe ich mich beſinnen konnte, war ich gewaltthätig zur Thüre hinausgedrängt.

Tief entrüſtet über dieſe unwürdige Beſchimpfung, über ihn und mich ſelbſt, ging ich traurig und beſchämt nach Hauſe. Mehr um meinem verwundeten Ehrgeiz, als dem Drang meines Herzens zu folgen, verließ ich ſchon am folgenden Tag die Provinzialſtadt und ſchnitt ſo meinem ehemaligen Freunde die Gelegenheit ab, mir Genugthuung zu geben, die er bei ruhiger Überlegung, ſeinem ſonſt ſo ſanften Gemüthe nach, gewiß gegeben haben würde. Es war mir ein Stachel in der Bruſt, ſein armes Weib unglücklich zu wiſſen, und ich ergriff die angebotene Gelegenheit, meine Laufbahn in der Reſidenz weiter zu verfolgen, vorzüglich auch aus dem Grunde, weil mir ernſte Blicke in mein Herz verrathen hatten, daß ein längerer Aufenthalt in jenem Städtchen, meine, Guntrams und ſeines edlen Weibes Ruhe hätte ſtören können.

Das raſche Drängen und Treiben in der Reſidenz ließ die wehmüthigen Erinnerungen an den jähzornigen Freund und deſſen gutes Weib bald in den Schatten treten. Eine Menge von Arbeiten hatten mich in einen ganz neuen Wirkungskreis, Familienvorfälle in andere Verhältniſſe gebracht, und

ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich nach fünf Jahren, die mir wie ein gäher Sinnenrausch dahin schwanden, meines armen Guntram nur mehr sehr selten gedachte; zumal da ich weder von ihm selbst, noch von dem Schicksal der Seinigen, außer der Nachricht, daß er vor vier Jahren mit einem Söhnchen erfreut worden sey, weiter eine Kunde erhielt.

Da traf es sich denn einstmals, daß ich von einem berühmten Arzte die Einladung erhielt, eine von ihm gegründete Irrenanstalt, welche großen Ruf erlangt hatte, in Augenschein zu nehmen. Unter allen traurigen Schicksalen, die den Menschen treffen können, habe ich das, seinen Verstand zu verlieren, stets für das fürchterlichste gehalten. Und wenn es Augenblicke in meinem Leben gab, in welchen mich vielleicht einige wenige Geistesanlagen zur Eitelkeit anregen mochten, so wurde diese schnell durch den erschütternden Gedanken niedergeschlagen, daß es nur Einen Tropfen angehäuften Blutes in der Hirnhöhle, die, durch eine Erschütterung veranlaßte abweichende Richtung eines einzigen Nerven bedürfe — um unsere Gesinnungen, unsere Urtheile zu ändern, uns zum Spotte der Welt — zum Narren zu bilden. Gott, was ist die eingebildete menschliche Größe, und wie nichtig sind

selbst die edleren Gegenstände unseres Stolzes!

Mit solchen Gedanken und in der ernstesten Stimmung trat ich in die Anstalt. Als ich die unglücklichen Bewohner derselben gewahrte, forschte ich mit vieler Hast nach der Ursache ihres Wahnsinnes. Verdientes und unverdientes Mißgeschick, Freude und Trauer, vorzüglich ungezügelte Leidenschaften — bei Keinem der Kranken ließ sich die unheilbringende Quelle ihrer Geistesverwirrung verkennen! — Dort saß Einer und las mit tiefsinniger Miene in einem Buch — er hielt es verkehrt und suchte den Stein der Weisen darin. Ein Anderer meinte, sein Körper wäre von Glas, und schrie wie besessen, wenn man ihm nahe kam. Ein Dritter lief mit einem Peitschchen herum und hieb in die Lüfte, auf die Wände los. Er glaubte damit viele kleine böse Geister zu tödten, die ihm und seinen Genossen zu schaden strebten. Noch ein Anderer hielt sich für Alexander den Großen, und stieg mit ernster, verächtlicher Miene bei uns vorüber. — Mich machten diese Wahrnehmungen sehr niedergeschlagen. »Was mögen die armen Menschen gelitten haben, bis sie in diesen beklagenswerthen Zustand versetzt worden sind? Und wieviel Väter, Mütter und Gattinen mögen nun ihre peinliche Lage beweinen?« Solche

Gedanken vermehrten meine Theilnahm' und steigerten meine Betrübniß.

Der Doctor bemerkte den nachtheiligen Einfluß, den dieß auf mich machte. »Sie sind ergriffen,« sprach er, »ich will Sie zu meinem unglücklichsten Irren jetzt noch nicht führen.« — »»Der Unglücklichste?«« rief ich — »»kann Einer noch unglücklicher seyn, als diese hier? Gott, noch unglücklicher! O mein Freund, vollenden Sie, geben Sie mir Aufschluß über des Wahnsinnigen Lage, den Sie selbst den Unglücklichsten nennen!««

»Dieser arme Mann,« fuhr der Doctor fort, »hat die fixe Idee, daß er als Kindesmörder jeden Tag mit dem Strang hingerichtet werden würde. Er hält sich für einen armen Sünder, der im Kämmerchen der Verurtheilten ausgesetzt ist. Und so empfindet er an jedem Tag alle möglichen Grade der Todesangst. Was ich auch bis jetzt versuche, es ist mir nicht möglich, ihn von dieser schrecklichen Idee abzubringen. Das Übelste hierbei bleibt, daß er sich den Tod seines Kindes und Weibes wirklich als einen Mord zurechnet, und so empfindet er nebst den Qualen der Todesfurcht, auch unausgesetzt jene des Gewissens. Sagen Sie nun selbst, kann es eine schrecklichere Lage geben?«

»»Aber wie ward er in diese Geistes-

verwirrung versetzt,«« fragte ich höchst gespannt.

»Dieser arme Mann erfreute sich des Besitzes einer reizenden Frau und eines wunderschönen fünfjährigen Knaben, den er, als sein einziges Kind, mit unermeßlicher Zärtlichkeit liebte. Er hatte keine Leidenschaft, als einen fürchterlichen Jähzorn, und in jenen Momenten, in welchen er von ihm befallen wurde, schonte er Niemand. Weib und Kind zitterte davor. Da geschah es denn, daß der Knabe einst über Tische etwas verbrach; der Vater, vom Weine erhitzt, springt zornglühend, das Messer in der Hand, auf; der Sohn flieht ängstlich schreiend vor ihm her, kommt bis an die Treppe, glitscht aus, stürzt herunter — und bricht sich das Genick. Wie der Vater ihn ereilt, liegt er schon todt zu seinen Füßen! Auf dessen Jammergeschrei stürzt die unglückliche Gattin herzu; sie sieht das gräßliche Schauspiel — und vom Nervenschlag getroffen, fällt sie lautlos zu Boden. Acht Tage darnach stirbt auch sie. Seit dem Tode des Kindes aber war es um den Verstand des armen Mannes geschehen; er wüthet gegen sich selbst, er klagt sich als Mörder an, hält sich verurtheilt, und hat nur Henker und Strang vor den Augen.«

Ich war durch diese Erzählung sehr erschüttert. Eine dunkle Ahnung durchblitzte meine Seele. »Wo

ist er!« rief ich im halbbittenden Ton, und zog meinen Freund rasch vorwärts, denn es war, als ob mein Herz mit einem unerklärbaren Triebe schon die Richtung nach dem Kämmerchen wiese, in dem der Unglückliche schmachtet. Da öffnet der Doctor eine Thür. In einem Bette saß, in halb aufrechter Stellung, eine Leichengestalt, die uns mit stieren Augen anblickte. Wie wir eintraten, entstanden große Schweißtropfen auf der Stirn des abgezehrten Dulders, der Kopf war fast kahl und die wenigen Haare waren vom Jammer, wie Schnee, gebleicht Er erhob sich, die Knie schlotterten ihm, die Zähne klapperten hörbar. »So kommt Ihr endlich,« rief er im heiseren Tone, so kläglich, daß es das Herz zerriß; »ach, ich habe Euch eine lange Ewigkeit schon erwartet! Wie fürchte ich mich — Gott, welche Schmerzen! — Hier ist mein Halstuch — hier meine Hände — bindet sie fest. Ist denn keine Gnade für den Mörder zu hoffen?«

Gott, welch eine Stimme vernahm ich! So sollte meine Ahnung —? Ich fasse die Gestalt des Unglücklichen scharf in die Augen, und Er war es — mein Freund Guntram. Nicht mächtig meiner Gefühle, stürze ich mit ausgebreiteten Armen auf ihn los, drücke ihn mit stürmischer Rührung an mein Herz. »Guntram, unglückseliger

Freund! wohin hat dich dein Jähzorn geführt!« so rief ich im Tone des bittersten Schmerzens. Ein Strom von Thränen fiel auf den Bedauerungswürdigen aus meinen Augen herab — Er aber fuhr zurück, schien lange mit einer dunklen Erinnerung, ja, mit dem Wahnsinne selbst zu kämpfen; endlich sprach er, als würde er von seiner Krankheit stärker befallen, zitternd und bebend: »Ich soll Dich ja kennen; ja, ich habe Dich anderswo öfter gesehen, als meine Marie noch lebte. — Und nun bist du Scharfrichter geworden! O lieber Mann, ich bitte, mach' ein Ende; sieh', wie ich leide!« — Laut weinend fiel ich in des Doctors Arme. »Bringen Sie mich fort,« rief ich, »es zerreißt mir das Herz, und sein Zustand verschlimmert sich!«

Mechanisch ließ ich mich zu dem Wagen führen. Tief ergriffen stürzte ich, zu Hause angelangt und einen heftigen Fieberschauer fühlend, auf mein Lager hin. Ich habe eine fürchterliche Nacht durchwacht; Entsetzen, Mord, und der Unglückselige standen stets vor meinen Augen.

Als der Tag angebrochen war, und ich mich etwas stärker fühlte, verlangte ich, wieder zu dem Doctor zu fahren. Noch ein Mahl wollte ich den Beklagenswerthen, nun etwas gefaßter, sehen,

wollte versuchen, ob er den zu gar keiner Erinnerung an mich, an die Vergangenheit, und vielleicht durch diese zur Heilung zu bringen sey. Ich trete bei dem Doctor ein — er kommt mir traurig und angegriffen entgegen. Das Schreckliche ahnend, frag' ich nach meinen unglückseligen Freunde. — »Er ist todt,« ertönt mir zur Antwort.

XX.

Wer duldet, dem wird Glück zum Preis.

Elise Hald hatte ihren guten Vater, der ein armer fürstlicher Beamter war, verloren. Sie war nun eine vollkommene Waise, denn ihre Stiefmutter verdiente den Namen einer zärtlichen Mutter nicht. Diese hing mit ausschweifender Liebe an ihrem einzigen Sohn Julius und haßte die arme Elise, weil durch sie das väterliche kleine Erbe des Sohnes um die Hälfte geschmälert ward.

Julius, mit einem edlen Herzen begabt, suchte durch brüderliche Liebe die Mißhandlungen, denen er seine Schwester oft ausgesetzt sah, zu vergüten. Die zart fühlende Elise erkannte auch seine Liebe mit ganzer Seele, vergaß darüber den unverdienten Groll der Stiefmutter und die üble Begegnung,

die dieser zur Folge hatte. So schwand den treuen Geschwistern die Zeit der Kindheit ziemlich heiter dahin, denn die Liebe versüßt allen Kummer und jede Qual.

Doch, als Julius in's achtzehnte Jahr trat, sollte er in die nahe Hauptstadt, um die Wundarzneikunst, die er sich zum Berufe erwählt, zu erlernen. Welch ein Jammer für Elisen, die einzige Stütze, den theuren Bruder, zu verlieren! Sie weinte ganze Nächte hindurch, und auch Julius fühlte bei dem Gedanken an Trennung sein Herz zerrissen. Aber die Pflicht rief ihn fort, und der Gedanke, durch die Frucht seiner Geschicklichkeit einst der gebeugten Schwester Tage erheitern zu können, gaben ihm Kraft, dem väterlichen Hause, freilich unter vielen Thränen, den Rücken zu kehren.

Es geschah dieses nach einer schlaflosen Nacht. Seine Mutter hatte den Tag über so viel geweint, Elise war so trostlos gewesen, daß er beim Anbruch der Dämmerung sich still aufmachen und ohne Abschied den Schauplatz seines jugendlichen Glückes verlassen wollte. Schon war er durch die dunklen Gemächer des Hauses geschritten, schon durch den Hofraum gekommen und eben in den kleinen Garten getreten, als er in einer Laube ein lautes Schluchzen vernimmt. Er blickt hinein, und sieht Elisen in Thränen gebadet. Auch sie vermochte in

dieser Nacht, welcher der peinenvolle Trennungstag folgen sollte, keiner Ruhe zu pflegen; und hatte sich, in der finstern Stube noch mehr gepreßt von ihrem Kummer, beim Anbruch des Tages auf Julius Lieblingsplätzchen begeben, um dort ihrem Schmerze freien Lauf zu lassen. Wie sie ihn aber erblickt, so stürzt sie auf ihn zu, umfaßt ihn mit ihren weichen Armen, drückt ihn an's klopfende Herz, und jammert laut: »Du verläßt uns, mein Julius! Wie unglücklich, wie elend bin ich nun, von allen verlassen, was ich liebe, ohne Schirm, ohne Stütze!«

Ihre Thränen flossen noch häufiger, und Julius, lebhaft ergriffen von ihrem Schmerze, bringt nichts hervor, als die Worte: »Weine nicht Elise— Gott bleibt bei Dir!«

Als ihre aufgeregten Gemüther ruhiger geworden und Julius mehr Fassung gewonnen, sprach er der Trauernden Trost zu, indem er sie mit den Bildern der heitern Zukunft unterhielt, wenn er einmal zurückgekehrt und ein geschickter Wundarzt geworden seyn würde. »Dann sollst du glücklich werden, Elise; denn nur für dich will ich leben,« versicherte er, und seine nassen Augen, wie das pochende Herz, verriethen, daß er tief fühle, was er versprochen. So überraschte sie noch der helle Tag in zärtlichen Versiche-

rungen der Geschwisterliebe. Da riß sich Julius aus ihren Armen los, war mit einem Sprung über die Mauer, rief der Schluchzenden mit unterdrückter Stimme ein »Lebewohl« zu, und verschwand in dem nahen Gebüsche, mit seinem Gepäck auf dem Rücken dem Ort seiner Bestimmung zuwandelnd.

*

Mit jedem Tage fühlte die arme Elise die Folgen von ihres Bruders Abwesenheit mehr. Die Stiefmutter war gegen sie noch härter geworden, da der Engel des Friedens nun aus dem Hause gewichen. Sie schien durch den bloßen Anblick des duldenden Mädchens unangenehm aufgeregt zu werden, und faßte darum den Entschluß, sich desselben so bald, als möglich, zu entledigen. Endlich fand sich hierzu eine Gelegenheit. »Ich kann dich nicht mehr im Hause behalten,« sprach sie nach einigen Wochen, »du verbitterst mir und dir selbst das Leben. Eine Muhme, die in der Residenz wohnt und viel Vermögen besitzt, will ein Mädchen in die Dienste nehmen, und ich glaube, daß sie dir, als ihrer Nichte, den Vorzug geben dürfte. Morgen fährt die Frau des Nachbars in die Stadt, und diese wird dich mit sich nehmen. Hier hast du ein Schreiben an Fräulein Margarithe von Tonstein, deine reiche Verwandte. Mache dich also bereit.«

Elise wurde von diesem Antrag zwar überrascht, doch nicht betrübt. Sie hoffte, in der Ferne die Liebe der harten Mutter zu gewinnen, und fühlte sich glücklich bei dem Gedanken, dem Bruder näher zu kommen. Ob sie gleich die vornehme Verwandte, in deren Dienst sie nun treten sollte, nicht kannte, so hoffte sie doch leicht ein besseres Los, als sie im väterlichen Hause genossen. Sie nahm daher den Antrag der Stiefmutter dankbar an und fuhr mit dem Anbruch des nächsten Morgens dieselbe Straße, auf welcher vor einigen Monden Julius der Residenz zugeeilt war.

Bald war die kleine Reise zurückgelegt, und Elise stand, ihr Päckchen unter dem Arme, zitternd an der Thür, die zu ihrer Muhme führte. Diese war ein Fräulein, welches sich im vierzigsten Jahre befand. Sie hatte bis jetzt keinen Lebensgefährten gefunden; durch ihr Betragen auch keinen verdient. Geschwätzig, neidisch, gefühllos, oft grausam — war sie ein Gegenstand der Furcht kleiner und des Mitleids besserer Menschen. — Elise trat ein; auf dem Sopha saß die Gebieterin. Schüchtern überreichte sie jenen Brief, der ihr zur Empfehlung dienen sollte. Fräulein Tonstein las, und betrachtete das liebliche Mädchen mit stolzem und neidischen Blicke. Elise ahnete aber, daß ihr auf dieser Stätte kaum ein besseres Schicksal, als bisher,

zu Theil werden dürfte, denn Härte und Übermuth lag in den Zügen jener Verwandten. Endlich sprach diese: »Nun, ich will dich im Hause behalten.« Sie machte Elisen in kurzen Worten mit den Leistungen bekannt, welche sie von ihr fordern würde. Elise gelobte sich im Innern, alles anzuwenden, die Gunst ihrer Gebieterin zu erringen, und bethete inbrünstig zu Gott um Ausdauer und Kraft in der Erfüllung der nun übernommenen Pflichten.

Sie hätte den geliebten Bruder Julius gern gesehen, aber so nahe sie ihm auch war, so kannte sie doch seine Wohnung nicht, da sie die Mutter hierüber in Ungewißheit gelassen; und auch Julius ahnete nicht, mit seiner Schwester dieselbe Luft einzuathmen. Elise hatte sich das Wiedersehen des Geliebten zum Preise der Duldsamkeit und des Fleißes gesetzt; sie beschloß, erst wenn sie die Gunst ihrer Dienstgeberin errungen haben würde, dieselbe um nähere Kunde von dem Aufenthalt Julius anzugehn. Dieser Gedanke gab ihr eine ganz eigene Ruhe, gab Muth in ihrer beschwerlichen Lage; und freundliche Blicke in die Zukunft erfüllten ihr jugendliches Herz mit einer Heiterkeit, die ihrem äußeren Wesen sichtbar aufgeprägt blieb. So blühte die gute Elise, eine Rose im Reitz ihrer Jugend. Ihre fromme Ergebung, ihre Arbeitsamkeit und ihr treffliches Herz mußten sie vor den Mißhand-

lungen des boshaften und zankſüchtigen Fräuleins bewahren; und es ſchien in manchem Zeitpuncte, als wär' es für ſie nicht unmöglich, ſogar die Zuneigung ihrer Gebieterin zu erringen.

*

Da veränderte plötzlich ein unerwartetes Ereigniß alles. Fräulein Tonſtein, obgleich von der Natur vernachläſſigt und im vorgerückten Alter, ihren mündlichen Betheuerungen nach eine Männerfeindin, hegte im Innern doch keinen andern Wunſch, als den, einen Lebensgefährten zu finden. Durch ihre Gefallſucht und ihren boshaften Charakter hatte ſie ſich zu einem Gegenſtand des Gelächters und Abſcheu's gemacht. Männer und Weiber flohen daher mit gleicher Ängſtlichkeit näheren Umgang mit ihr.

Man kann ſich nun denken, mit welcher Freude ſie den Herrn Weiden, einen Doctor der Arzeneikunde, der erſt vor kurzem die Univerſität verlaſſen hatte, und durch körperliche wie geiſtige Vorzüge gleich ausgezeichnet war, ſich ehrerbiethig an ſie ſchließen ſah, als wenn er es ſehnlich wünſche, Eintritt in ihr Haus zu gewinnen. Auch bei etwas weniger Zartheit und Höflichkeit von ſeiner Seite würde das alternde Fräulein nicht gefühllos geblieben ſeyn. Er erhielt bald die Zuſage, daß ſie es immer für ein Vergnügen rechnen würde, ihn unter der Zahl jener wenigen gebildeten Geſellſchafter

zu sehen, welchen ihr Haus offen stand. Auch ließ sie ihn nicht undeutlich merken, daß ein junger, talentvoller Arzt eben nicht viel wagen würde, wenn er sich um die Hand des Fräulein von Tonstein zu bewerben versuchte, obgleich sie wohl ein halbes Hundert reicher und angesehener Freier schon schnöde abgewiesen hätte.

Doch diese tröstliche Versicherung schien den jungen Doctor nicht sehr ermuthigen zu wollen. Je mehr sich das Fräulein der Deutlichkeit in ihren Ermunterungen befließ, desto tiefer und schüchterner wurde seine Ehrfurcht und Hochachtung; aber mit inniger Freude schien ihn die ertheilte Bewilligung, ihr Haus betreten zu dürfen, erfüllt zu haben. Täglich beinahe machte er hiervon Gebrauch, blieb aber in seinem Betragen gegen das Fräulein gleich blöde und fremd, so daß Margaritha über seine Absicht nicht klug werden konnte.

Sie hätte es aber mit etwas weniger Vertrauen in ihre Vorzüge und etwas mehr Gerechtigkeit gegen die Tugenden ihrer Nichte bald werden können. Der Doctor Weiden hatte nämlich die treffliche Elise öfter gesehen und manche Gelegenheit gehabt, ihren tugendreichen Charakter zu beobachten. Ihr stilles Walten, der Ruf ihrer häuslichen Tugenden, ihre Bescheidenheit und Herzensgüte hatten in ihm den Wunsch rege gemacht, dieses Mädchen trotz ih-

rer Armuth, zur Gefährtin seines Lebens zu wählen. Es lag ihm deßhalb daran, die Gunst Margarithens zu erringen, da Elise in ihrer Bescheidenheit von seiner Neigung nichts ahnete, und ihr Herz erst gewonnen werden mußte.

Der junge Arzt, zu edel, um durch List zum Zweck gelangen zu wollen, benützte bald eine Gelegenheit, sich gegen Margarithen offen und unumwunden zu erklären. »Ich will Ihnen nicht verbergen, mein Fräulein,« sprach er zu ihr mit der möglichsten Zartheit, »daß Ihre Nichte Elise einen heftigen Eindruck auf mich gemacht hat. Ich glaube, daß junge Männer immer besser daran thun, arme und tugendhafte Mädchen, statt reichen und verzogenen zu Gattinnen zu wählen. So nur werden sie den Hausfrieden und das Glück ihrer Ehe begründen. Elise erfüllt alle meine Ansprüche — und es würde mich glücklich machen, wenn Sie, Fräulein, mein Gesuch ihr vortragen und sie bestimmen wollten, mir Hand und Herz zu schenken.«

Margarithens Erstaunen war ohne Grenzen. Es wich nur, um einer gewaltigen Regung von Bosheit Platz zu machen. Ihre lange Nase nahm an Spitzigkeit zu, die blassen Wangen wurden blau, die Augen schossen giftige Pfeile des Zorns. »Wie, bei meinem Dienstmädchen soll ich Ihre Werbung vorbringen!« rief sie endlich mit Ingrimm.

»»Fräulein! Elise ist Ihre Nichte«« — versetzte der junge Mann, bescheiden verweisend. »Mein Herr! entehren Sie mich mit solchen Zumuthungen nicht länger. Wenden Sie sich damit an die dienende Menschenclasse; denn in der Küche und an der Hausflur ziemt sich das besser, als in meinen Gemächern.« Mit diesen Worten wies sie ihm den Rücken und verließ ihn voll boshaften und neidischen Unmuths.

Weiden, durch dieses ungeziemende Benehmen beleidigt, dachte eben nach, wie er, auch ohne Margarithens Vermittlung, am besten sein und Elisens Glück begründen könne, als diese unbefangen und ruhig eintrat. Er eröffnete ihr nun ohne Umstände sein Herz und machte von seiner redlichen Absicht kein Hehl. »Wir werden glücklich seyn,« sprach er, »denn Sie müssen mit Ihren Tugenden Segen in's Haus bringen!« Elise erröthet, gewann kaum ein Wort, diesem ehrenden Antrag zu entgegnen, und versetzte zum Ende, daß sie ohne Billigung der Stiefmutter und ihres Vormunds seinem Antrage kein Gehör geben dürfe. »O diese werden gewiß einwilligen,« rief der biedere junge Mann, »denn ich will ja nichts anderes, als das Glück Ihres Lebens!«

*

Groß war die Unruhe der guten Elise, welche sich

zu dem edlen Manne hingezogen fühlte; aber noch größer war die Wuth Margarithens. Bald kehrte sich ihr Zorn von dem schuldlosen Weiden auf die noch unschuldigere Elise, die sie nun auf alle ersinnliche Weise zu quälen und zu mißhandeln suchte. Als sie aber demungeachtet erfuhr, daß der Arzt bei seinem gefaßten Entschlusse, das Mädchen zu eheligen, verharre, und deßhalb schon an Mutter und Vormund geschrieben habe, ersann sie ein Mittel, das ihr die Hölle eingab, und welches die Heirath nothwendig hintertreiben sollte.

Sie wüthete einige Tage gegen Elisen auf die gewöhnliche Weise, und erklärte dann bei einem Sturm dieser Art, daß Elise des Dienstes ledig sey, und sogleich ihr Haus zu verlassen habe.

Die Verlegenheit, in welcher sich das unglückliche Mädchen befand, war nicht gering. Sie hatte Niemand in der Stadt, an den sie sich wenden konnte, ohne ihren Ruf und ihr inneres Gefühl zu verletzen. Es blieb ihr nichts übrig, als zur Stiefmutter zurückzukehren, und bei diesem Entschlusse verharrte sie auch. Sie machte ihren Bündel zurecht, dankte der harten Muhme für den bisher gestatteten Aufenthalt, und empfahl sich duldsam und getrost dem Schutz des Allmächtigen, der keines seiner Geschöpfe in Noth und Jammer verläßt.

Doch kaum war sie einige Schritte auf der Stra-

ße fortgewandelt, als Julie, die Magd Margarithens, ein niedriges und entartetes Weib, hinter ihr herlief und mit allen Kräften das Geschrei ausstieß: »Haltet sie auf, die Diebin, haltet sie auf!« Eine Menge von Menschen rottete sich in der Straße zusammen, und Elise, die gleich beim ersten Laut erstaunt stehen geblieben, sah sich von einem Sicherheitswächter beim Arm ergriffen. »Sie hat die goldene Uhr und das brillantne Diadem meiner Gebieterin gestohlen!« rief die nichtswürdige Magd; »man sehe in ihrem Bündel nach.« Der Sicherheitswächter öffnete das Päckchen der erstarrten Elise, die vor Schrecken fast ohnmächtig ward, und fand sogleich die Uhr und den Kopfschmuck. Als das erschrockene Mädchen die Gegenstände erblickte, verdeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und sprach nichts als die Worte: »Gerechter Gott, ich bin schuldlos!« Aber die zusammengelaufene Volksmenge brach über die Angeklagte in Unwillen aus, schalt sie eine unverschämte Diebin, welche ihr Zittern und Beben genug verrathe, und der Sicherheitswächter erklärte sie für seine Gefangene.

Da stürzte ein junger Mann aus der Mitte der Zuseher, eilte auf Elisen mit den Worten zu: »Allmächtiger Gott, meine Schwester! Ich stehe für sie ein; sie ist gewiß und wahrhaf-

tig unschuldig;« und die bedrängte Elise sank mit dem Schrei: »Mein Julius!« in seine Arme. Der herzlich gute Bruder rief einen Wagen herbei, hieß seine Schwester einsteigen, nahm die verbrecherische Magd mit in denselben, und fuhr, in Begleitung des Wächters, dem Gerichtshause zu.

*

»Dringe auf eine strenge Untersuchung, Julius,« rief Elise die Hände ringend, »ich schwöre es dir, ich bin unschuldig. Gib mir mein einziges Gut, o gib mir meine Ehre wieder!« — Wie es in der Eile nur anging, ließ sich Julius die Schicksale seiner Schwester, seit er das Haus seiner Mutter verlassen, erzählen. Dieß geschah freilich in abgebrochenen Worten und unter häufigen Thränen. »Es wird uns Gerechtigkeit werden!« sprach er mit einem zermalmenden Blick auf die kecke Magd, welche zitternd an der Seite des Wächters rückwärts im Wagen saß. Endlich hielt dieser, und sie stiegen vor dem Gerichtshofe aus.

Der Richter, welcher sie auf die gemachte Anzeige des Wächters vernahm, war ein gerechter und einsichtsvoller Mann, durch lange Erfahrung in seinem unangenehmen Geschäfte mit einem sichern Blick in das Innre der Menschen begabt. Die reine Elise der dummlistigen Julie gegenüber, das schüchterne Wort jener: »Ich weiß von der Uhr und dem

Diademe nichts!« gegen den Wortschwall der Magd, die sich bald in Widersprüche verwickelte, mußte den verständigen Mann auf die sichere Fährte führen. Doch war Julie, aller Ermahnungen ungeachtet, noch nicht zum Geständnisse zu bewegen. Der Richter sah sich deßhalb veranlaßt, die Klägerin wie die Beklagte in Verwahrsam bringen, und Anstalten zur schärferen Untersuchung dieses Vorfalles machen zu lassen.

Indessen hatte der Doctor hiervon Kunde erhalten. Er, welcher Margarithen zu beobachten Gelegenheit hatte, er, dem die Triebfedern zu einem so schändlichen Versuche, das Mädchen ehrlos und lebenslänglich unglücklich zu machen, bekannter waren als sonst Jemanden, eilte sogleich zu Margarithen, die über die Verhaftung ihrer Magd in großer Ängstlichkeit war. »Was haben Sie gethan,« rief er halb im Unwillen, halb voll Mitleid aus, »Elisens Unschuld muß ruchbar werden, gewiß hat Julie bekannt!« Margarithe erblaßte; sie stotterte einen Verweis über die freche Zumuthung des Doctors, und schien im heftigen Kampfe mit sich. Diesen benützte der junge Mann. Er redete die Sprache der Wahrheit, des Rechtes zu ihr; er machte sie mit allen jenen Folgen, welche eine strenge Untersuchung nach sich ziehen müßte, aufmerksam; er versicherte endlich, daß sich jetzt noch die ganze Sa-

che niederschlagen und wie ungeschehen machen ließe, so, daß die hart geängstigte Margarithe, in der Furcht, ihre Magd habe sie schon als die Anstifterin jenes schändlichen Truges vor Gericht nahmhaft gemacht, dem Doctor bekannte, sie habe Julien den Auftrag gegeben, das Geschmeide in Elisens Bündel zu legen, und sie des Diebstahls zu zeihen.

Mit Verachtung wandte sich der junge Mann von der bebenden Thörin, eilte nach dem Gerichtshof und gab Margarithens Aussage zu Protokoll. Die neuerdings vernommene Magd konnte nun nicht weiter läugnen; und so wurde Elise ohne Säumen für schuldlos erklärt. Sie sank ohnmächtig vor Freude und Überraschung in Julius Arme. Als sie ihr Bewußtseyn wieder gewann, sah sie sich in der Wohnung des Bruders, die boshafte Margarithe und den biederen Arzt an der Seite. Mit Abscheu wendete sie den Blick von der Verächtlichen; diese aber sprach, die gerichtliche Verfolgung scheuend: »Wenn du's zufrieden bist, liebe Elise, so gebe ich dir drei Tausend Thaler Ausstattung, so ferne Ihr, du und dein Bruder, von jeder weitern Klage, des unangenehmen Vorfalles willen, abstehet.« Elise versetzte: »Auch ohne Ihr Geld werde ich Sie nicht gerichtlich verfolgen; möge Ihnen Ihr Gewissen das Urtheil sprechen! Doch Ihre Ausstattung nehmen

Sie zurück; denn für Geld ist mir meine Ehre nicht feil.«

Da faßte der edle Arzt die Hand des tugendhaften Mädchens, gab ihr mit der andern die schriftliche Einwilligung der Mutter und des Vormundes zu ihrer Verbindung, und rief mit herzlicher Freude aus: »Du handelst nach meinem Sinne, treffliches Mädchen. Gott wird dich segnen, wie du mich zum glücklichsten Manne gemacht!« Mit Entzücken vernahm nun Julius die überraschende Kunde, daß Elise an dem wackeren Weiden, den er längst dem Rufe nach als einen der geschicktesten Ärzte gekannt, ihren Gatten gefunden. »Du wirst nach so vielen Jahren des Duldens glückselige Tage verleben,« rief er. »Aber Gott leitet alles zu unserem Besten; Seine Huld erzieht uns durch Leiden zu künftigem Glücke, und nicht unwahr ist es, was die Erfahrung bestätigt, daß Derjenigen, welche Jahre hindurch Unglück und Jammer verfolgt, meistens frohe Tage noch harren!«

Julius hatte auch wahr geredet; denn das neue Paar blieb fortan von Frieden, Einigkeit, Glück und Segen begleitet. Und wie können diese vier Grundpfeiler der irdischen Seligkeit dort mangeln, wo Tugend und Liebe weilt?

XXI.

So ward Fleiß und Treu' belohnt.

So viel ich mich erinnere, so herrscht in Italien noch immer das Sprichwort: »Es ist nicht mehr um die Zeit, daß Bertha zu spinnen pflegt.« Man bedient sich desselben, wenn der Lohn geleisteter Dienste unter den Erwartungen ausfällt, und wenn man überhaupt die glückliche Vergangenheit mit der kargen Gegenwart vergleicht. Wie nun dieses Sprichwort entstanden, will ich meinen Lesern erzählen.

Bertha, eine arme Bauerndirne aus Montagnana, ernährte im eilften Jahrhundert eine alte blinde Mutter von ihrer Händearbeit. Sie lebte nur Gott und ihrer Mutter; bethete, arbeitete — kannte sonst fast nichts von den Vergnügungen der Welt, und mied diejenigen, welche sie kannte, mit frommem, kindlichen Sinn.

Bertha war als eine sehr geschickte Spinnerin berühmt. Der Ertrag ihrer Arbeit hatte bis jetzt sie und ihre Mutter kärglich erhalten. Als aber in ihrem Lande durch Krieg und Mißwachs Theuerung einfiel, da wollte Niemand die feiner Arbeiten der fleißigen Spinnerin kaufen, weil es rings in ihrem

Bezirk an dem nothwendigsten fehlte und die armen Landleute Mühe genug hatten, sich vor dem Hunger zu schützen. Dieß war eine schwierige Lage für die fleißige Bertha; das stille Leiden ihrer Mutter kostete ihr manche bittere Thräne, und der Gedanke an ihre große Noth manche sorgenvolle, schlaflose Nacht.

Endlich ward der Entschluß in ihr fest, ihre Arbeit bis nach Padua zu Markte zu tragen, wo sie, als in einer Stadt, besseren Absatz hoffte. Aber auch hier gelang es nicht, für ihre Spinnerei jenen Preis zu erhalten, den sie, ihrer Meinung nach, werth war. Als sie schon viele Stunden auf dem Markte vergeblich mit ihrer Waare gestanden hatte, und nun, da sich die Sonne zu neigen anfing, mit Recht befürchten mußte, auch hier keinen Käufer zu finden, so fing sie bitter zu weinen an und gedachte der armen blinden Mutter mit herzzerreißender Wehmuth.

Plötzlich fühlte sie sich von einer weichen Hand berührt; und wie sie den nassen, zur Erde gesenkten Blick erhebt, so gewahrt sie eine vornehme Frau neben sich, welche theilnehmend nach der Ursache ihrer Thränen forscht. »Ach, Niemand kauft meine Spinnerei, und meine blinde Mutter zu Hause stirbt vor Hunger, wenn sie der Erlös dieser Arbeit von ihrem Elend nicht rettet!« So sprach das Mädchen.

Glücklicher Weise war die Dame, welche vor ihr stand, Hoffräulein der Kaiserinn Bertha, der edlen Gemalin Heinrich IV., welcher sich damahls eben in Padua aufhielt. Sogleich ward in dem wohlthätigen Fräulein der Entschluß rege, das arme Mädchen der Kaiserin selbst vorzustellen und durch die Großmuth derselben die Thränen einer dankbaren Tochter zu stillen. — In wenigen Stunden ward dem Landmädchen das Glück zu Theil, vor der edelsinnigen, durch ihre Menschenliebe bis in die späteste Zeit bekannten Kaiserin erscheinen zu dürfen. Diese unterhielt sich mit der naiven Bertha längere Zeit und fand an der Verkäuferin sowohl, als an ihrer Waare Gefallen.

Zufälliger Weise kam auch ihr kaiserlicher Gemal zu dieser Scene. Da erzählte ihm denn die Kaiserin, »wie dieses Mädchen mit ihrer Händearbeit und ihrem Fleiße eine blinde Mutter ernähret, und wie fein und zart ihre Arbeit geworden; wie sie aber nichts desto weniger durch Unglücksfälle an den Rand des Verderbens gekommen.«

»Kindliche Liebe, Fleiß und Neigung zur Thätigkeit achte und belohne ich gern,« versetzte der Kaiser gerührt. Er ließ ihr das mitgebrachte Gewebe abnehmen, und nachdem er es selbst betrachtet, bestimmte er mit wahrhaft kaiserlicher Großmuth den Lohn dafür. Er befahl

nämlich, das eine Ende des Garnes an ihre Hütte zu knüpfen und dem Mädchen und dessen Nachkommen alle jene Ländereien als Eigenthum zu lassen, die sie mit ihrem Gespinste umziehen könne. So geschah es auch, und auf solche Weise ward die arme Spinnerin reich, und aus ihren Nachkommen erblühte das wohl bekannte und berühmte Geschlecht der Edlen von Montagnana!«

Da kamen denn nun viele andere Mädchen und brachten der wohlthätigen Kaiserin gleichfalls ihr Garn, in der Meinung, gleichen Lohn zu erhalten. Da ihnen aber bedeutet wurde, daß man zwar ihren guten Willen lobe, aber nicht alle Spinnerinen wie die fleißige Bertha belohnen könne, so sprachen sie unmuthig und seufzend, wie das oben erwähnte Sprichwort sagt: »Es ist nicht mehr um die Zeit, daß Bertha zu spinnen pflegt.

Wohl mögen die unbelohnten Spinnerinen diese Worte im neidischen Unwillen ausgesprochen haben; sie hätten jedoch nicht vergessen sollen, daß mehr Bertha's stilles und anspruchsloses Verdienst um eine alte, blinde Mutter, als ihre Arbeit belohnt werden sollte, und daß der liebe Gott jenen Kindern, die gegen ihre Ältern dankbar sind, immer reichlichen Segen spendet.

XXII.

Gewissensruh ist mehr, als Geld und Gut.

»Ich habe sonst nichts gegen deinen Antrag, lieber Stephan, als daß du ganz arm bist. Nein, so kann ich dir, ob ich gleich deine Redlichkeit schätze, meine Tochter nicht geben. Ich weiß wohl, daß Geld allein nicht glücklich macht; aber, lieber Stephan, ohne alle Mittel führt man kein Haus, und, glaube mir, wo einmal die Noth einkehrt, dort ist es um Liebe und Glück auch bald geschehen.« Mit diesen Worten wies der Pachter Liebau die Werbung eines armen jungen Landmanns um sein einziges Töchterchen ab.

»»Aber, werther Herr, ich liebe die Arbeit; und Fleiß und Ausdauer bringen Segen, habe ich immer gehört ——«« —»Du hast Recht, Stephan, und damit du siehst, daß ich gegen deine Person gar nichts habe, so versuche dein Glück ein Paar Jahre noch in fremdem Dienste; sieh, etwas vor dich zu bringen. Kommst du dann mit einem ganz kleinen Vermögen zu mir, so sey Röschen dein Weib.« — Bei dieser Erklärung des Alten blieb es, so viel Stephan dagegen auch einwenden wollte.

Wenig getröstet und in sich gekehrt, ging der Abgewiesene von des Pachters Wohnung nach jenem Dörfchen zu, in dem er diente. Schon war er davon nicht weit mehr entfernt, als sein Fuß auf etwas stieß, das einen hellen Klang gab. Er sah darnach, und ein großer Beutel lag auf dem Boden, als wäre er für ihn hingelegt worden; Stephan hob ihn auf, und fand etwas Silber, Gold aber in Menge darin! Er verstand sich auf die Münzen seines Landes und fing sie zu zählen an. Welch freudiges Schrecken ergriff ihn, als der Inhalt des Beutels viertausend Thaler betrug! »Jetzt bin ich ein reicher Mann; reicher noch, als der Pachter,« rief er jubelnd, »mein Glück ist gemacht!«

Er hatte sich schon umgewendet, um zu dem Vater seines Röschens zurückzueilen, aber da fiel ihm ein, daß diesen Schatz Jemand verloren haben müsse, daß er daher zurückgestellt werden sollte, folglich nicht sein Eigenthum sey. Stephan war zu ehrlich, als daß ihm dieser Gedanke vielen Schmerz oder einen Kampf gekostet haben sollte. Ganz ruhig nimmt er den gefundenen Beutel, trägt ihn zu dem Pfarrer des Kirchspiels, einem sehr menschenfreundlichen Manne, und erzählt ihm, wie er vergeblich um die Tochter des Pachters gefreit und auf dem Rückweg jenen glücklichen Fund gemacht habe.

Der Geistliche lobte die Ehrlichkeit seines Pfarrkindes sehr. Er hatte Stephan schon seit längerer Zeit als einen verläßlichen Burschen gekannt, und versprach, bei dem Pachter zu seinen Gunsten ein Vorwort einzulegen. Auch vermittelte er, daß Stephan eine kleine Meierei des Gutsherrn, die eben zu miethen war, in billigen Pacht erhielt. Und so sah sich der gute Bursche bald am Ziel seiner Wünsche; denn Röschen ward nach wenigen Wochen sein Weib.

*

Mittlerweile hatte der würdige Pfarrherr in die gelesensten Zeitungen die Bekanntmachung einrücken lassen, daß eine gewisse Summe Geldes vor seinem Kirchspiel auf der Straße gefunden worden sey, und daß sich der Eigenthümer dießfalls binnen Einem Jahre und einigen Wochen melden und gerichtlich ausweisen möge. Aber die Zeit verstrich, und Niemand kam, den Fund in Anspruch zu nehmen.

Da nahm denn nun der Pfarrherr das Geld und brachte es, mit gerichtlicher Bewilligung, zu dem ehrlichen Stephan. »Ich übergebe dir den gemachten Fund,« sprach er, »zum einstweiligen Genuße, da sich bis nun Niemand darum gemeldet hat. Verwende das Geld wohl, denn es könnte doch seyn, daß sich der Eigenthümer noch auswiese,

und dann müßtest du, als ehrlicher Mann, ihm jene 4000 Thaler wieder herausgeben.« — »»Mit vielen Freuden, ehrwürdiger Herr,«« antwortete ihm Stephan, »würde ich das Gefundene wieder erstatten. Durch Ihre Güte habe ich ja diese Meierei in Pacht erhalten; und sie ernährt, wie Sie sehen, vier fleißige Hände ganz wohl!« Stephan setzte nun eine Schrift auf, die er in die Hände des biedern Geistlichen niederlegte, und worin er sich und seine Erben verbindlich erklärte, die erhaltene Summe wieder zurück zu erstatten, wenn der unbekannte Eigenthümer sich mit der Zeit doch noch melden und seinen Verlust hinlänglich rechtfertigen könnte.

Mit dem erhaltenen Geld erkaufte sich Stephan die gepachtete Meierei sammt mehreren angrenzenden Grundstücken von dem Gutsherrn um einen solchen Preis, daß sie sich hinlänglich gut verzinsete. Zehn Jahre verflossen seitdem in ungetrübter Ruhe. Stephan und sein Weib arbeiteten fleißig und kamen so mit Gottes Hilfe zu einem Wohlstand, von dem sie sich beim Beginn ihrer Wirthschaft nichts hatten träumen lassen. Noch nie hatte man ein so glückliches Ehepaar gesehen, denn Eintracht, Zufriedenheit und Liebe herrschten stets unter ihrem freundlichen Dache. Wer sie kannte, erfreute sich ihres Glückes, und die Neidischen selbst

gaben zu, daß die jungen Leute diese glückliche Lage durch ihre Frömmigkeit und Tugend verdienten.

Gott segnete dieses Paar auch auf allen seinen Wegen. Er verlieh ihren Äckern Fruchtbarkeit und ihrer Wirthschaft Gedeihen; auch erfüllte er, schon nach einigen Jahren ihrer Ehe, den innigen Wunsch derselben, und gab ihnen ein Paar gesunde, liebliche Kinder.

*

Hart an der Straße befand sich ein Weingarten, der auch zu den Grundstücken gehörte, die Stephan mit dem gefundenen Gelde erkauft hatte. Da traf es sich denn, daß die beiden Eheleute in demselben eben in reger Arbeit begriffen waren, als ein Reisewagen, von schnellen Pferden gezogen, herbeirollte. Kaum war er in ihre Nähe gekommen, so brach ein Rad, und der Wagen stürzt mit solcher Gewalt, daß der Kutscher und der Herr, der darin gesessen, eine Strecke weit von demselben geschleudert wurden. Zum Glück hatte Keiner von ihnen Schaden gelitten. Stephan und Röschen eilten erschrocken herbei, halfen den Wagen erheben, erklärten aber, daß an ein Weiterfahren für so lange nicht zu denken sey, bis das gebrochene Rad wieder hergestellt worden; zudem neige sich schon die Sonne — »und es würde mich herzlich freuen,« setzte Stephan verbindlich hinzu, »wenn Sie, da unser

Dorf keine passende Herberge besitzt, bei mir bleiben, und heute Nacht unter meinem Dache ausruhen wollten.

So unlieb diese Verzögerung dem Fremden auch zu seyn schien, so nahm er dennoch des Meiers freundliches Erbiethen mit Dank an. »Das ist doch ein verwünschter Ort,« rief er, »vor zehn Jahren habe ich hier das Unglück gehabt, vier Tausend Thaler zu verlieren — und heute bricht mir gerad' an derselben Stelle das Wagenrad entzwei.« — Röschen und Stephan wurden bei diesen Worten blaß und sahen einander bedeutend an. Endlich nahm dieser das Wort. »»Vier Tausend Thaler! und haben Sie denn nichts gethan, den Verlust wieder zu erhalten?«« — »So schwer es mir auch damahls fallen mußte,« versetzte der Fremde, »so konnte ich doch keine Nachforschungen veranlassen, da ich den Verlust auf der Reise nicht sogleich bemerkte und äußerst dringend nach Ostindien berufen war, wo ich mich bis jetzt aufgehalten habe. Wie hatte ich überdieß soviele Gewissenhaftigkeit erwarten können, daß mir der Finder, was ich verloren, wieder freiwillig zurückgeben würde? Gewiß wäre all mein

Forschen vergeblich gewesen.«— So sprach der Fremde, und, in sich gekehrt, mit sich selbst überlegend ging Stephan neben ihm her. Auch Röschen verlor kein Wort. Angst und Kummer waren in ihrem, sonst so heitern Gesichte zu lesen. Endlich kamen sie in ihrer Wohnung an. Fröhlich sprangen die beiden Kinder den lieben Ältern entgegen, küßten und umhalseten sie, so daß der Fremde dadurch lebhaft gerührt wurde.

Es schien dem Letztern in der einfachen und reinlichen Behausung des ehrlichen Stephan wohl zu behagen. Auch war dieser nun wieder gesprächig und heiter geworden. Er unterhielt seinen Gast, bis die Zeit zur Ruhe herankam, und wies ihm dann in seinem besten Gemache ein reinliches Bett zur Lagerstätte an.

Als er nun aus des Fremden Kammer in sein Schlafzimmer trat, fand er sein Weib voll Thränen, das sorgenvolle Haupt auf den Arm gestützt. Schluchzend eilte sie ihm entgegen. »Stephan, o wie unglücklich sind wir!« rief sie mit Thränen aus, »sag', was wirst du mit dem Fremden beginnen?« — »»Du frägst noch? was kann ich anders thun, als erstatten, was sein ist.«« —»Aber dann sind wir arm und schutzlos,« rief Röschen, »unsere Kinder sollen Bettelbrot essen! Ach, guter Mann —«

Mit herzlichem Wesen umarmte sie Stephan. »»Beruhige dich, treues Weib,«« sprach er in einem Tone voll Liebe, »»komm' früher zu dir selbst, und ich weiß, daß dein Rath mit meinem Entschlusse übereinstimmen wird. Gott hat uns bis jetzt beigestanden, Er wird uns auch in der Zukunft nicht verlassen, so lange wir fromm und ehrlich sind. Könntest du einen Augenblick ruhig seyn, wenn du fremdes Gut auf der Seele hättest? Glaube mir, liebes Weib, ein ruhiges Gewissen ist mehr, als Geld und Gut. Wir können noch arbeiten, wir haben keinen Feind, und viele werden uns helfen, wenn es darauf ankömmt, wieder ein Stück Brot zu erringen. Niemals geht der Rechtschaffene unter!« Solche Worte trösteten sein gutes Weib; schon hörten ihre Thränen zu fließen auf. »Aber der Fremde mag sehr reich seyn;« wandte sie ein, »er sagte ja selbst, daß ihn dieser Verlust nur im Anfang geschmerzt habe. Was uns zu Grunde richtet, wird für ihn vielleicht kaum eines Dankes werth seyn.«

»Wohl möglich,« sagte Stephan, »aber siehst du in allen diesem den Finger der Vorsehung nicht. Auf derselben Stelle, wo er sein Geld vor zehn Jahren verloren, bricht sein Wagen, und wir sind dessen Zeugen! Scheint uns nicht der liebe Gott selbst zuzurufen:

Ich will, daß Ihr erstattet! und Gott könnte uns leicht mehr nehmen, als dieses kleine Gut. Wie, wenn Er unsrer Seele den Frieden entzöge? wie, wenn Er den guten Heinrich, die kleine Anna von uns abrufen wollte? Denken wir lieber, daß wohlgethan ist, was Gottes Wille fügt. Komm', laß' uns bethen um Stärkung, liebes Röschen — der Herr wird mit uns seyn!«

Sie betheten inbrünstig; auch Röschen ward bald kräftig erhoben. Sie umarmte ihren biedern Mann und sprach, eine himmlische Ruhe in sich fühlend: »»Mein Guter, gib Alles hin! Ich fühle es mit dir, ein gutes Gewissen ist mehr werth, als schimmerndes Gold!««

*

Kaum hatte die Morgensonne die ersten Purpurstrahlen in das kleine Gemach des Fremden geworfen, so verließ dieser das reinliche Lager; auch vernahm er bald ein leises Klopfen an der Thür, und Stephan trat, einen freundlichen »guten Morgen« biethend, mit heiterem Gesichte zu ihm. Er lud ihn ein, seine Landwirthschaft noch vor dem Frühstück, das indessen Röschen besorgen wolle, in Augenschein zu nehmen; was der Fremde gern zugab.

Nun führte er ihn zuerst in die reinlichen Ställe, in welchen ein guter und gesunder Schlag Vieh ge-

*

troffen wird. Der Gast scheint sich darauf zu verstehen, er lobt das kräftige Aussehen des Hornviehes, und würdigt die feine Wolle der Schafe. Von hier gehen sie auf die Wiesen, Äcker und Gärten. Überall gewahrt man Spuren des sorgsamsten Fleißes und einer rastlosen Thätigkeit. Eine üppige Vegetation ergetzt das Auge, und Gottes Segen, der stets mit dem Fleißigen ist, lächelt dem Besitzer von jeder Stelle entgegen. Vergnügt und heiter kehrt der Fremde, ruhig und ernst Stephan von diesem Spaziergange heim.

»Ich habe mich nicht bald so ergetzt, wie nun, da ich Euer Gütchen gesehen,« spricht der Gast zu Stephan und Röschen, die ihnen mit dem Frühstück entgegen kommt; »Ordnung, guter Haushalt und Liebe zur Thätigkeit lacht mich überall an. Möget Ihr immer so vergnügt und heiter Eure Tage verleben, gute Leute! Ja, Ihr seyd viel glücklicher, als Tausende aus den begüterten Städtern; und ob ich gleich an nichts Mangel leide — Euren stillen, friedlichen Sinn und solch ein niedliches Haus — ich besäße es gern.«

»Herr, das Alles, was Sie gesehen, ist Ihr Eigenthum,« spricht nun Stephan zu dem Fremden, der ihn mit großen Augen ansieht. »Erstaunen Sie nicht,« fuhr er fort, »dieses Haus, diese Wiesen, Äcker und Gär-

ten — alles habe ich von Ihrem Gelde erkauft; von jenen vier Tausend Thalern nämlich, die Sie auf der bewußten Stelle verloren. Ich war ganz arm, als ich jene Summe gefunden, und trete nun wieder gern in die frühere Lage zurück, — Gott wird mir helfen!«

Röschen schluchzt bei dieser Rede laut; der Fremde aber ist vor Erstaunen so außer sich, daß er keine Worte findet. »Gefällt Ihnen der Zustand Ihrer Wirthschaft so, wie Sie es vor Kurzem selbst aussprachen, so könnten Sie freilich etwas für mich thun,« sagte Stephan; »Sie werden die Meierei wohl nicht selbst verwalten und bedürfen eines Pachters. Das, warum ich Sie bitte, ist, mir vor Andern den Vorzug zu geben.«

Nun trat der würdige Pfarrherr, den Stephan zu sich bitten ließ, zur Thüre herein, des ehrlichen Mannes Schrift in der Hand, die er dem gerührten Fremden übergab. Er bestätigte, wie ehrlich Stephan stets gedacht, und welche Mühe man sich gegeben habe, den Eigenthümer der überlieferten Summe aufzufinden. Da sprach der Fremde, den alles dieses sehr ergriffen hatte: »Eure Gewissenhaftigkeit, braver Mann, verdient Belohnung. Es ist nun schon über zehn Jahre, daß ich diese Summe verloren, und seit dieser Zeit hat sich mit mir vie-

les geändert. Gott hat meine Handelsgeschäfte in Ostindien gesegnet. Diese vier Tausend Thaler würden mich, wenn ich sie nähme, nicht um vieles reicher, Euch aber, wenn Ihr sie zahlen müßtet, ganz arm machen. Behaltet also dieses Gütchen für Euch; die Vorsehung hat es Euch gegeben, und ich würde mir ein Gewissen daraus machen, Euch darum zu bringen. Ich habe den vor zehn Jahren erlittenen Verlust einmal verschmerzt, vergessen; ja, das gefundene Geld bleib' Euer Eigenthum, und dieser redliche Mann hier sey dessen Zeuge!«

Jetzt zerriß er den Schuldbrief, drückte dem erfreuten Pfarrer freundlich die Hand, und nahm von den tief gerührten Landleuten kurzen, aber herzlichen Abschied. Diese geleiteten ihn mit dankbaren Thränen und stillen Segnungen zu seinem Wagen. Sie behielten ihren Wohlthäter stets im Gedächtnisse und schlossen ihn täglich in ihr und ihrer Kinder Gebet ein. — Nun aber wurden sie erst ihres Besitzes recht froh, genossen mit ruhigem Gewissen die Früchte ihrer Rechtschaffenheit, ihres Fleißes; und nie war Zufriedenheit und häusliches Glück von ihrer Seite gewichen.

XXIII.

Kostbar ist die Zeit zur guten That.

Es gab Monathe, in denen ich an jedem Abende pünctlich den Volksgarten in Wien besuchte. Das Gewühl von Menschen, die sich größten Theils nur darum herbei drängten, um zu bemerken und bemerkt zu werden, die auffallend lächerliche Ziererei so Vieler, das Steife, kalt Abgemessene, dieses sichtbare Bemühen, durch den Schein zu glänzen, das bei Manchen im schneidenden Contraste hervorstach — ich gestehe, daß die Beobachtung alles dessen für mich eine eigene Art Reizes gewährte. Ich, der ich es mir zum ersten Berufe gemacht habe, die Menschen zu studieren, fand hier gewiß eine Ausbeute, welche die darauf verwandte Zeit hinlänglich lohnte.

Unter der Menge von Menschen bemerkte ich seit längerer Zeit einen blassen, hageren Mann, der sich den Fünfzigen näherte. Seine finstere Gestalt, die zerrissene Miene, aus deren häufigen Falten Lebensüberdruß und hundert innere Qualen herausblickten, die zurückgetretenen Augen, welche nur manchmal aufglühten, sonst aber wie todt und starr in das Gewühl blickten, der gekrümmte Rücken,

auf dem die drückende Last vieler kummervollen Jahre gethürmt zu seyn schien, und das mit schneeweißen Haaren bedeckte Haupt, welches auf eine Grauen erregende Weise in einer steten schnellen Bewegung hin- und herzitterte, erweckten in mir ein ganz eigenes Gefühl des Mitleids, der Neugierd', das mich wider Willen zu ihm hinzog.

Ich hatte ihn schon mehrere Tage, und stets auf derselben Stelle bemerkt. Es war mir unbegreiflich, warum er diesen lärmenden Ort besuchte, da er doch an Allem, was vorging, keinen Antheil zu nehmen schien. Wohl glaubte ich zu bemerken, daß er in sich den Drang fühle, sich selbst zu vergessen, um angeregt durch die rauschende Freude der Menge, aus sich selbst heraustretend, seinen inneren Leiden für einige Zeit zu entfliehen; aber ich sah ein, daß ihm dieses nur schlecht gelang. Die Musik, welche ertönte, schien ihn noch ernster zu stimmen, und oft drückte er aus den hohlen Augen eine große, bittere Thräne.

»Wer ist der Mann, und welche sind seine Leiden?« so fragte ich mich selbst, und bald war meine ganze Aufmerksamkeit nur mehr auf diesen leidenden Gegenstand hingezogen.

»»Sie sind heute so tiefsinnig,«« redete mich plötzlich ein Bekannter an und riß mich aus meinen Betrachtungen, »»haben Sie doch Ihre Augen

auf nichts, als den finstern Serapion, gewandt. Sie scheinen ihm das melancholische Wesen ablernen zu wollen,«« — »Sie kennen diesen armen Mann?« rief ich, voll freudiger Hoffnung, Aufschluß zu erhalten. »»Nun, wie sollte ich das nicht!«« war die Antwort. »»Er ist ein sehr begüterter Bürger unsrer Stadt, dem es an äußern Mitteln zum Lebensglücke durchaus nicht gebricht.«« — »Dieser also hat keine Sorge, keine Furcht vor der Noth? und doch ist er immer so tief betrübt! Klären Sie mich, ich bitte, über sein Schicksal auf.« — »»Kommen Sie auf wenige Augenblicke in diesen Seitengang. Mir ist seine Geschichte bekannt.«« Und nun ergriff der verbindliche Gesellschafter meinen Arm; wir eilten aus dem Gewühle, ließen uns auf eine Bank nieder, die keineswegs so weit von dem Schauplatz entfernt war, daß ich den abgezehrten Serapion nicht mit meinen Blicken erreichen konnte. Und der Erzähler, ein geschickter Arzt der Hauptstadt, begann:

»Dieser Serapion, der Ihnen so sehr auffällt, war vor zwanzig und einigen Jahren einer der heitersten, glückseligsten Menschen. Wo das Vergnügen und die Freude herrschte, dort war auch er. Denken Sie sich einen jungen Mann voll Feuer und innerer Kraft, voll Lebenslust, Zartheit und

Weltklugheit im Umgange, setzen Sie zu dem allen den Besitz von hundert Tausend Gulden jährlicher Renten hinzu — und das Bild eines liebenswürdigen und glücklichen Menschen wird vor Ihren Augen vollendet stehen. Serapion trieb Handel im Großen; das Glück begünstigte ihn. Da ereignete sich in diesem Zeitraume plötzlich etwas, das ihm außer seinem Vermögen, welches noch immer so groß ist, alles nahm: — Frieden, Lebenslust und Glück.

Eberhard, so hieß der Stiefbruder Serapions, war gleichfalls hier Kaufmann gewesen. In früher Jugend hatte beide innige Freundschaft und wahre brüderliche Liebe verknüpft, die denn auch so lange dauerte, bis sie Eigennutz und kaufmännische Berechnungen in kalte Förmlichkeit umwandelten. Eberhard hatte durch eine längere Zeit viele Verluste erlitten, und man zischelte sich schon hier und da in die Ohren, daß sein Haus wohl nicht am besten stände. Serapion zog sich als ein vorsichtiger Geschäftsmann bereits seit längerer Zeit von ihm zurück, obgleich man sich erzählt, daß er bei dem Ableben ihres Vaters als älterer Bruder und Vormund den Antheil des jüngeren sehr verkürzt und sich auf wiederrechtliche Weise ein größeres Erbe angemaßt habe, als ihm gebührte. Eberhard, der nebst einem raschen Blute und einem unmäßigen Ehr-

geiz eine sanfte Gemüthsart und ein unvergleichlich gutes Herz besaß, hatte diese Saite nie angeregt und oft erklärt, daß ihm des Bruders Liebe viel werther sey, als einige Gulden mehr zu seinem Erbe.

Da geschah es nun aber, daß sich die kaufmännische Lage Eberhards einst durch einen unvorhergesehenen Fall eines Hauses, bei dem er eine große Summe liegen hatte, auf's Äußerste verschlimmerte. Die Gläubiger rannten alle herbei, es mangelte bei dieser Eile an flüssigen Fonds, und der bis zum Tod geängstigte Eberhard sah den Verlust seiner Ehre und seines Vermögens vor Augen, wenn ihm nicht schnelle Hilfe gebracht würde.

In der äußersten Verzweiflung schrieb er an seinen Bruder, bat ihn dringend, ihm noch heute zur Bezahlung der wichtigsten Forderungen eine nicht sehr hohe Summe zu übermachen, stellte ihm dabei sein Unglück, seine Noth, sein sicheres Verderben vor. Auch wies er ihm einige rückständige Rechnungen von auswärtigen Häusern zur Deckung an, und schloß seinen Brief ungefähr mit den Worten: »Ich beschwöre Dich, Bruder, verlasse mich jetzt, in dem wichtigsten Augenblick meines Lebens nicht. Von Dir hängt alles ab, der fernere Bestand meines Hauses, meiner Ehre, ich sage es Dir voraus, selbst mein Leben! Wenn Du meine

Verzweiflung sähest, Serapion, gewiß Du würdest als edler Bruder handeln, mich retten. Gott lenke Dein Herz!«

Serapion erhielt diesen Brief. Er war nicht guter Laune; vielleicht hielt er auch die Lage des Bruders nicht für so gefährlich, wie sie es wirklich war. Die vorgeschlagene Deckung war ihm auch nicht hinreichend, und sein Geld zu verlieren, dazu schien er gar nicht entschlossen. Genug, er schreibt eine Antwort, in der er dem Bruder unter einem nichtigen Vorwand die angesuchte Hilfe mit kalten Worten versagt. »Diese Summe ist nicht groß,« dachte er bei sich selbst, »sieht Eberhard nur, daß ich sie nicht borgen will, so bekommt er sie auch von einem Andern noch. Und ist die Noth wirklich so groß, wie er sie machen will, — je nun, so ist morgen oder übermorgen zur Hilfe auch wohl noch Zeit.«

Der Brief wurde abgesendet. Serapion läßt den Tag ruhig verstreichen, ohne daß ihn seine Härte reu't; auch von Eberhard erhält er sonst keine Kunde mehr. Endlich beunruhigt ihn der Gedanke, daß er seinen Bruder in Noth schmachten lasse, während er doch leicht helfen könnte, erfüllt ihn mit geheimem Schauder, und raubt ihm Ruhe und Schlaf. Vielleicht regte sich auch sein Gewissen in Hin-

sicht der ungleichen Erbvertheilung. Mit wenig Worten, er verläßt früher, als gewöhnlich, das Bett, nimmt die von seinem Bruder angesuchte Summe zur Hand, und macht sich selbst auf den Weg, derselben Überbringer zu seyn.

Als er vor der Wohnung Eberhard's anlangt, gewahrt er mit Schrecken einen großen Volksauflauf. Alle starren nach den Fenstern der Bruders hin. Todesangst ergreift den zitternden Serapion. Er windet sich bebend durch die gaffende Menge, stürzt die Treppe hinauf — die Thür steht offen — Polizeibeamte sind an der Schwelle; — er starrt in das Gemach — stößt einen fürchterlichen Schrei aus; Gott, was mußte er sehen!

Eberhard liegt mit zerschmettertem Haupte, bedeckt mit Blut auf dem Boden! an den Wänden kleben noch Stücke seines Gehirns. Serapion durfte nicht erst fragen — der Unglückselige war als Selbstmörder gestorben, dem irdischen und ewigen Leben verloren! Es ist möglich, daß ihn ein gäher Wahnsinn, wozu er geneigt schien, zu diesem entsetzlichen Schritte geführt hat, denn ein Mensch, der nur etwas Religion und Vernunft besitzt, vergißt sich auch in der verzweifeltsten Lage seines Lebens nicht so weit!

Ich vermag es nicht, den Eindruck zu schildern, welchen dieser schreckliche Anblick auf den armen

Serapion machte. Er wurde hiervon zuerst völlig verrückt, sah in seiner verwirrten und fieberhaften Einbildungskraft nur den geopferten Bruder, die Hölle, und sich selbst als Verdammten. Er heulte, raſete, zehrte ab, schien dem Tode nah. Den Bemühungen der Ärzte und seiner Freunde gelang es zwar, sein Leben und späterhin auch seinen Verstand zu retten; dieses war aber auch Alles, was man ihm zurückgeben konnte. Geschehen war es um seinen lebensfrohen, heitern Charakter; ein fortwährender, unheilbarer Trübsinn zehrt an seinem Marke; man hat ihn seit diesem Augenblicke noch nie, auch auf die kürzeste Zeitfrist nicht, munter gesehen. Fürchterliche Martern verursacht ihm zu dem allen das Andenken an den Unglücklichen; und sich allein mißt er den irdischen und vielleicht auch den ewigen Tod seines Bruders zu. — So oft ein Freund zu ihm tritt und ihn zu erheitern sucht, quellen Thränen aus seinen holen Augen, und mit jammernder Stimme spricht er: »Ach, wenige Stunden habe ich eine gute That, meine Pflicht, aufgeschoben, und Alles ging damit verloren; das Herz ist mir zerrissen, teuflische Qual wüthet in meinem Gehirne — keinen Trost, kein Glück find' ich hier mehr auf Erden!« — Dieses ist die Geschichte des abgezehrten Mannes dort, den

Sie in dem Gewühle leiden und weinen sehen; versagen Sie ihm Ihr Mitleid nicht.«

So der Arzt; ich aber war seltsam bewegt und warf einen thränenvollen Blick nach dem Beklagenswerthen hin. Heilig wird mir aber lebenslänglich der Vorsatz seyn: nie zu verschieben, was Pflicht oder Liebe des Nächsten gebeut.

XXIV.

Ein schönes Leben und ein schöner Tod.

»Der Weise fügt Niemanden Böses zu, auch wenn er es könnte,« sprach Bias, »der Thor hingegen will immer schaden, auch wenn er es nicht vermag.« Dieser Satz ist mehr wahr, als sonst Einer, und mit Recht zählt man Jenen, der ihn gegeben, zu den sieben griechischen Weisen.

Wer den Verlust äußerlicher Dinge leicht erträgt, ist ein Weiser. Bias war Fürst eines kleinen Staates, welchen Cyrus eroberte und plünderte. Er rettete nichts, wie sein Leben, und als seine Freunde, die, mit ihren Schätzen beladen, ihm keuchend und zitternd auf der Flucht folgten, verwundernd fragten, warum er fast nackt sein Gebiet verlassen und nichts von seinen Schätzen mit sich genommen habe, versetzte er: »Ich habe ja alle

bei mir!« Er meinte seine Kenntnisse und Tugenden; und wahrlich sind dieses auch die einzigen Schätze, welche beständigen Werth behalten, in jedem Wechsel des Geschickes treu bleiben, uns in allen Lagen des Lebens Ruhe uud Glück gewähren.

Das Ende dieses weisen Mannes ist seines Lebens ganz würdig. Er war schon weit in's Greisenalter vorgerückt, als Einer seiner Freunde, auf den Tod angeklagt, ihn um gerichtlichen Beistand ersuchte. Dieser war schuldlos und nur durch die Bosheit seiner Neider dem Verderben entgegengebracht. Bias übernahm, so schwach er auch war, des zagenden Freundes Vertheidigung. Er tritt vor das Gericht hin, spricht mit jugendlichem Feuer voll Kraft und siegender Wahrheit für Unschuld und Recht. Sein tiefer Blick enthüllt das niedrige Gewebe boshafter Verleumdung; die Richter werden überzeugt, in Aller Augen stehen Thränen der Rührung und der Freude. Nachdem er geendet, beginnt der Sachwalter des Klägers, verwirrt und des Gegners Übermacht fühlend, seine Rede. Bias lehnt sich, erschöpft durch die Anstrengung, mit heiterem Antlitz auf den Arm seines Enkels. — Nun wird das Urtheil gesprochen, und der redliche Freund schuldlos erkannt. Er stürzt zu den Füßen des Weisen; die Menge jubelt ihm Beifall; der Greis aber sinkt lächelnd in die Arme des ihn unterstützen-

den Enkels und Freundes — und schläft unter dem Jauchzen des Volkes sanft und ruhig in die Ewigkeit hinüber! Erst als die natürliche Wärme des Körpers geflohen war, erkannte man seinen Tod, und der Jubel wich plötzlichem Schmerze. Doch es gab unter den Anwesenden Viele, die dessen Geschick priesen und riefen: »Wahrhaft, in einem herrlichen Augenblick ein herrliches Scheiden!«

XXV.

Als Gatte, Vater und als Mensch erhaben.

Auch mit wenigen Mitteln können wir Glückliche machen, und meistens ist die Entschuldigung: »Ich bin arm, selbst fremder Hilfe bedürftig,« nur eine kahle Ausflucht, hinter welcher Selbstsucht und Eigennutz steckt. — Da habe ich neulich einen Zug von einem armen Privatbeamten erfahren, der mich innigst ergriff und neuerdings bewies, wie leicht man auch in dem beschränktesten Wirkungskreise das Gute zu fördern vermag, wenn nur das Herz auf dem rechten Flecke sitzt. Wer es weiß, wie gering die Einkünfte eines großen Theils der Privatbeamten auf dem Lande, welchen Wechselfällen ihr Schick-

sal, und mit welch einer kargen Belohnung ihr schwieriger Dienst oft verbunden ist, vor dem wird dieser edle Zug um so größeren Werth erringen, und dem biederen Menschenfreunde gewiß jedes verwandte Herz gewinnen.

Eines Tages besuchte der Wirthschaftsverwalter Römer zu B* seinen Schwager, welcher in einem Dorfe Küster war. Er saß eben mit diesem in vertraulichem Gespräch vor der Thür, als ein kleines Mädchen im erbärmlichsten Anzug vorbeiging. Römer bemerkte sie und sagte zu seinem Schwager: »Wie elend das arme Kind einhergeht, selbst das Hemd ist zerrissen. Ihr müßt nachlässige Menschen im Dorfe haben, und die Mutter des Mädchens mag ein liederliches Weib seyn.« — ««Ach,«« versetzte der Schwager, »»es hat weder Vater noch Mutter. Vor mehr als drei Monathen sind beide gestorben, und zu diesem Kinde gehören noch zwei andere. Seit jener Zeit gehen die armen Kinder in der Irre herum, da sich Niemand ihrer annimmt. Wenn sie hungrig werden, so setzen sie sich vor die Thüre der Leute hin; gibt ihnen dann jemand ein Bissen Brot, so nehmen sie ihn mit Dank an; aber darum betteln mögen sie nicht, — diese Spur von Ehrgefühl habe ich bei ihnen bemerkt.«« — Dieß rührte das Herz des edlen Mannes. »Es ist unverantwortlich,« sprach Römer, »diese armen Würmer so hilflos in

die Welt hinauszustoßen. Sie jammern mich überaus, und ich muß dir nur gestehen, daß ich Lust habe, für sie zu sorgen und sie zu mir zu nehmen.«

Der Schwager erschrack hierüber. Er sowohl, als seine Frau, stellten ihm alles Erdenkliche vor: wie er doch selbst sieben Kinder und ein sehr geringes Einkommen habe; daß er nicht wissen könne, ob er sich mit diesen fremden Kindern nicht Schlangen im Busen ernähren würde; daß es überhaupt gefährlich und eine undankbare Mühe sey, Kinder anzunehmen; daß diese, an Schmutz und Unreinlichkeit gewöhnt, seiner Frau vielen Verdruß und Sorge machen würden, — und dergleichen mehr. Aber der gute Mann war von dem Elende der Kleinen zu tief gerührt. Er hörte diese Einwürfe nicht, geschweige, daß er hierauf geantwortet hätte.

Er ließ sogleich das älteste Mädchen rufen, welches dazumal zwölf Jahr alt war. »Wie heißt du, liebes Kind?« — »»Anna, gestrenger Herr!«« — »Wie ich höre, Anna,« sprach Römer leutselig zu ihr, »so hast du keine Ältern mehr, und es geht dir wohl schlecht!« — »»Ach, freilich geht es uns gar so schlecht!«« — »Nun, Anna, möchtest du wohl mit mir reisen, und meine Tochter werden?« — »»Ach, wenn der gestrenge Herr so gut seyn wollte!«« — »Ja!« versetzte der Menschenfreund, »es bleibt dabei. Sieh' aber, ich bin zu Pferde hier. Ich kann

dich und deinen Bruder, der, wie ich höre, erst sieben Jahre zählt, nicht gleich mit mir nehmen. Deine jüngste Schwester aber, die ich hier vorbeigehen sah, will ich gleich auf meinem Pferde mit fortnehmen. Lauf', Anna, und hole sie.«

Die Kleine kam bald an der Hand ihrer älteren Schwester herbei; sie war damals vier Jahre alt, und wurde in wenigen Minuten mit dem freundlichen Herrn so wohl bekannt, daß sie gerne mit ihm zog.

Der Wirthschaftsverwalter hatte die arme Kleine vor sich auf das Pferd genommen. Der Ritt war daher lästig, und seine Arme, mit dem er das Mädchen halten mußte, waren bald steif und starr; er aber blieb sich gleich, sprach ihr liebevoll zu, und tröstete sie mit der Versicherung, daß sie bald in der neuen Heimat anlangen würden. Er traf auch nach wenigen Stunden mit dieser menschlichen Last in seinem Hause ein.

Seine Frau, welche ihm entgegen eilte, fragte sogleich: »Lieber Mann, was ist das für ein Kind?« Nun erzählte er kurz, wie es sich zugetragen, daß er, über das Elend der armen Waisen gerührt, dieses Mädchen mit sich genommen und ihr Vater zu seyn versprochen habe. Die arme Kleine stellte sich unterdessen furchtsam hinter den Rücken des Wohlthäters und hielt ihn beim Rockschoße. Da nahm aber die Frau dasselbe bei der Hand, zog es hervor,

und sprach mild und liebreich zu ihr: »Weil mein lieber Mann dir versprochen, dein Vater zu seyn, so will ich gern an dir Mutter werden. Weine nicht, mein Töchterchen, und komm' zu mir, ich will dich recht lieb haben.«

»»Aber, liebes Weib,«« fuhr der Verwalter fort, »»diese Kleine hat noch zwei Geschwister, die im gleichen Elende schmachten.«« — Seine Frau sah ihn forschend an und errieth, was er wollte. »Nun, wenn du meinst, so hole auch diese,« sagte sie freundlich. Schon am folgenden Morgen setzte sich der menschenfreundliche Mann in seinen Wagen und fuhr nach dem Dorfe ab, auch die zwei andern Waisen zu holen. Seine Frau küßte ihn herzlich und rief ihm, als er fortfuhr, die Worte noch zu: »Reise glücklich, bring' sie nur mit; Gott wird uns auch für diese noch Brot geben!«

Der Besitzer des Dorfes, aus dem der menschenfreundliche Römer die Waisen nehmen wollte, hatte inzwischen von seinem Vorhaben Nachricht erhalten. Dieser, ein eigennütziger Mann, wollte hierzu nicht nur nicht seine Bewilligung geben, sondern ließ den braven Mann noch zu sich fordern, um ihm einen Verweis zu ertheilen. »Der Vater dieser Kinder,« so fuhr er ihn an, »war immer

ein leichtsinniger Mensch und dem Trunke ergeben gewesen; er ist mir fünfzig Thaler schuldig geblieben, und für diese Schuld will ich die Kinder, welche er hinterlassen, mir unterthänig machen.« — »Das wolle Gott nicht,« sprach der Verwalter. »Ich gebe es nicht zu, gnädiger Herr; und wenn es auf nichts anders, als die fünfzig Thaler ankommt, so zahle ich sie für den Geschiedenen, denn die Kinder liegen mir sehr auf dem Herzen.« — Er ging, kam wieder, erlegte die fünfzig Thaler, und nahm die Kleinen mit sich, welche er sowohl, wie seine Frau, mit den eigenen gleichhielt und erzog.

Wenn man ihn nun nach seinen Kindern fragte, so pflegte er späterhin immer lächelnd zu sagen: Sieben sind mein eigen, und drei habe ich mir gekauft. Wollte Gott, daß ein solches Menschenkaufen bei Allen, welche die Mittel dazu haben, üblich würde! Wahrlich, es würde keine sitten- und schamlose Bettler, viel weniger Landstreicher und Verbrecher geben, welche es größten Theils nur durch eine verwahrlosete Erziehung zu werden pflegen!

Ungeachtet dieses Wohlthätigkeitssinnes kam der menschenfreundliche Beamte doch mit seinen kleinen Einkünften aus. Er hat alle seine Kinder

am Leben erhalten, jedem eine gute Erziehung gegeben — und alle haben sich, ihrer biederen Ältern werth, ehrlich und brav durch die Welt gebracht. Ich füge noch bei, was der gute Verwalter kurz vor seinem Tode über die drei angenommenen Kinder an einen Freund geschrieben hat: »Gottlob! es hat mich und meine Frau niemahls gereu't. Es sind gute Kinder, und ich habe sie immer, wie meine eigenen, gehalten; auch ist unter ihnen und den meinigen nie Zank gewesen. So klein sie auch waren, als ich sie zu mir genommen, so wenig haben sie je eine harte Züchtigung nöthig gehabt. Jetzt sind sie alle groß. Die Eine besorgt zu B* meine Wirthschaft und nützt dem Hauswesen außerordentlich. Dieß ist die Kleine, die vier Jahr alt gewesen. Der Sohn, ein kluger junger Mensch, ist bei mir; und dürfte nach meinem Tode wohl meine Stelle erhalten, denn der Gutsherr schätzet ihn sehr; das älteste Mädchen hat einen Fischer zum Manne und lebt recht vergnügt. Ich habe ihre Mitgabe besorgt, als wäre sie meine leibliche Tochter gewesen; sie hat schon zwei Kinder, und eine unbeschreibliche Freude gewährt es mir, daß sie mich Großvater nennen.«

Dieser wackere Mann, dessen Herzensgüte mit Recht Thränen entlockt, nahm nach dem Tode seiner Frau noch seinen Schwager zu sich, der in

sehr schlechte Umstände gerathen war. »Ich bin ihm ja der nächste,« sprach er; »man sollte zwar meinen, daß wir selbst alles brauchten, was ich verdiene, und man glaubt es auch nicht eher, bis man es versucht hat; aber es bleibt doch immer noch etwas übrig, das man an gute Menschen abgeben kann.«

Mit solchen Grundsätzen, mit einem solch edlen Herzen, und mit dem frohen Bewußtseyn, seine Pflicht als Mensch und Christ so redlich erfüllt zu haben — kann man freilich das graue, alte Haupt leicht hinlegen, um friedlich einzuschlummern, und dann in einer besseren Welt zu erwachen, in welcher reichlich vergolten wird, was wir hier Gutes geübt; denn so sprach der göttliche Meister: »Was ihr an den Bedrängten und Waisen thut, will Ich so ansehen, als hättet ihr's an Mir selbst gethan.«

XXVI.

Das Verbrechen straft sich selbst.

Folgende Begebenheit hat sich in der That ereignet und wird aus mehr als Einer sehr verläßlichen Quelle verbürgt. Sie beweiset zu sehr die unbesieg-

bare Macht des Gewissens, welches dem Gefühle der Sicherheit, der Gewalt — ja, selbst der sonst alles lindernden Zeit trotzt, als daß ich sie hier mit Unterdrückung der Furcht, eine schon bekannte Thatsache zu liefern, nicht neuerdings anführen sollte.

Vor längerer Zeit fand sich in einer kleinen Stadt Deutschland's ein Fremder ein, der Handel trieb und sich hierdurch, wie es schien, sehr schnell bereicherte; denn bald bewiesen es die Geschäfte, welche er machte, daß er zu den reichsten Einwohnern der Stadt gehöre. Er kaufte auch in kurzer Zeit ein schönes Haus in derselben, ward Bürger und Mitglied des Rathes. Dieser Mann war friedliebend, fleißig und häuslich. Niemand war gegen seine Freunde und Bekannte dienstfertiger, Niemand zur Linderung der Noth bereitwilliger, als er. Seine Bescheidenheit und Mäßigung, seine Wohlthätigkeit für Arme und Nothleidende gewannen die Zuneigung aller Bewohner des Städtchens; Vornehme und Niedere wetteiferten, ihm Beweise von Liebe und Achtung zu geben.

So kam es, daß der eingebürgerte Fremde nach dem Tode des Bürgermeisters an die Stelle desselben vorgeschlagen wurde und sie behauptete. Nun hatte er alles erreicht, was er, in seiner Sphäre zu erreichen, vor Kurzem kaum hoffen konnte. Er war reich, war die erste Person in der Stadt, an-

gesehen, beliebt und geschätzt, — aber trotz dem allen sah man ihn doch niemals vergnügt. Die sorgsamste häusliche Pflege konnte von seinem Gesicht eine leichenähnliche Bläße, von seinem Körper eine Magerkeit, die an Abzehrung gränzte, nicht nehmen; wie sich auch Alles zuvorkommend und freundlich an ihn drängte, er wich mit einer ängstlichen Scheu jedem näheren Umgange aus, und so viele Müh' er auch anwenden mochte, Frieden um sich zu verbreiten und Glückliche zu machen — man sah es ihm an, daß ihn selbst der Friede und das Glück für immer feindlich geflohen. Er stand oft in tiefen Gedanken, und wenn man ihn fragte: »Was sinnen Sie denn?« so erschrack er zuweilen, erblaßte, zitterte an allen Gliedern. Stunden lang saß er oft an Einer Stelle, sah dann starr und unverrückt auf einen Fleck, auf ein Stückchen Papier, auf eine Fensterscheibe, auf ein Glas, auf eine Stubendiele hin. Man bemerkte, daß er vorzüglich Fremden auswich, welche in die Stadt kamen und in Gesellschaften gezogen wurden; daß er sich auf seinen Spaziergängen oft schlüchtern umsah, als würde er von Jemand verfolgt, daß er beim geringsten Geräusch, vor einem rasselnden Baumblatte, zusammenfuhr, und in den Nächten weder Schlaf noch Erquickung fand. Was mochte dem armen Manne wohl fehlen?

Ach, der größte Schatz in der Welt: jener Talisman, der uns in Elend und Noth die Hütte zum Pallast, einige Krumen Brotes zum Leckerbissen, ein Stück Felsen zum weichen Kissen macht — nichts, als ein ruhiges Gewissen hat ihm gefehlt!

Mit unsäglicher Qual verfolgte ihn, wo er ging und stand, die Erinnerung an eine Schreckensthat, die er aus schändlicher Habgier verübt. Denn sein Vermögen hatte er nicht auf rechtlichem Wege, sondern durch den Mord seines reichen Herrn an sich gebracht. Er war Commis eines Juwelirs gewesen, den er zur Leipziger Ostermesse ganz allein zu begleiten hatte. Diesen erschoß er auf der Reise an einem abgelegenen Orte, versenkte den Leichnam, an welchen er einen schweren Stein hing, in einen nahen Wassergraben, ergriff dann die Flucht und ließ sich weit genug von dem Ort seines Verbrechens und Allen, die ihn erkennen konnten, entfernt, in diesem Städtchen nieder. Niemand hatte ihn gesehen, kein Verdacht weilte auf ihm, und schwer würde es auch gefallen seyn, ihn zu überführen; — es waren nun schon dreißig Jahre darüber verflossen — der Juwelier und sein Diener waren selbst in ihrem früheren Aufenthaltsorte beinahe vergessen — und doch konnte der Mörder seiner Schrecken nicht ledig werden. Eine fürchterliche Angst, die noch immer

eben so groß war, wie nach der frisch verübten That, und vielmehr mit den Jahren zu wachsen schien, zehrte am Mark seines qualvollen Lebens.

Doch die Gerechtigkeit des Himmels ließ sie nicht unentdeckt. Er selbst sollte durch die Allgewalt des Gewissens zum Bekenntniß des verübten Verbrechens gezwungen werden.

Es traf sich, das in dem Städtchen, in welchem er Bürgermeister war, über einen Mörder das Urtheil gefällt werden sollte. Als man diesen vor die Gerichtsschranken führte und es dazu kam, daß der Bürgermeister sein Urtheil abgeben sollte, vermochte er nicht ein Wort über die starre Zunge zu bringen. Er zitterte heftig, Todtenblässe überzog sein Angesicht, und convulsivisch zuckten die Nerven an ihm. Endlich sprang er von seinem Sitz auf, stellte sich hin zu dem Mörder und rief: »Nicht ich, o Richter, kann ihn verurtheilen. Sprecht nun an ihm und an mir ein gleiches Urtheil aus, denn daß Ihr es wißt, ich bin ein Mörder, wie dieser hier!«

Die Rathsherren fürchteten, ein gäher Wahnsinn habe ihn ergriffen. Sie wollten ihn zu sich selbst bringen. Er aber wiederholte seine Aussage und gab sie mit allen näheren Umständen. Nun schrieb man nach dem früheren Aufenthaltsort des

Juweliers und zog genaue Erkundigung ein. Bald konnte man an der schrecklichen Wahrheit nicht zweifeln. Der unglückselige Verbrecher erhielt die verdiente Strafe und büßte seine Unthat mit dem Leben.

Dreißig Jahre waren seit dem Augenblick vergangen, in dem er das Verbrechen begangen hatte; dreißig qualvolle Jahre hatte er sich mit seinem Gewissen müde gekämpft; — und mitten im äußerlichen Glücke, unerkannt, verdachtlos, selbst in der Lage, andern Verbrechern das Urtheil zu sprechen, siegt die fürchterliche Gewalt jener inneren Stimme! — Wer hier den Finger Gottes nicht sieht — wen bei solchen Wahrnehmungen nicht der feste Vorsatz erfüllt, sich nie mit drückender Schuld zu belasten, ein reines Gewissen vorzuziehen aller Macht, allem äußeren Reize des Lebens — der ist verloren aus den Reihen der Bessern, indem er Wege wandelt, an deren steilen Abhängen die schrecklichsten Schlünde gewissen Verderbens dräuen!

XXVII.

Ehrlich währt am längsten.

Vor mehreren Jahren starb in Stralsund ein königlicher Beamter eines plötzlichen Todes. Er hinterließ

zwei minderjährige Kinder und, wie man mit Verwunderung gewahrte, fast gar kein Vermögen. Dieses war um so mehr unbegreiflich, da man wußte, daß der Beamte wenige Wochen vor seinem Ableben erst irgendwo ein Capital gekündet und eingezogen hatte. Aber so sehr man auch jeden Winkel durchsuchte, man fand doch nichts, als über seiner Thür mit Kreide geschrieben: »An S** zwei Tausend Thaler geliehen.«

Niemand konnte mit Hilfe des einzigen Buchstaben den Namen des Schuldners errathen, und die Summe ward für verloren gegeben. Der am Schlagfluß verstorbene Beamte hatte aber jene zwei Tausend Thaler vor Kurzem dem Becker Schremke in Stralsund vorgestreckt. Er kannte den Mann als einen Ausbund von Ehrlichkeit, und übersah aus diesem Grunde bei dem Anlehen die gewöhnliche Förmlichkeit. Wahrscheinlich überraschte ihn der Tod, als er den Namen des Schuldners, den er vorerst nur mit Einem Zeichen an der Thür angedeutet, in sein Rechenbuch eintragen wollte.

Schremke erfuhr alsbald das Hinscheiden seines Gläubigers. Kein Schuldbrief, kein gerichtlicher Beweis, ja nicht einmal ein Verdacht, der ihn als Schuldner des Verstorbenen angegeben hätte, war vorhanden; und für so manchen würde deßhalb die Versuchung sehr groß gewesen seyn. Hierzu kam

noch, daß Schremke, wenn er sich zur Schuld freiwillig bekannte, die vor Kurzem empfangene und zum Einkauf verschiedener Bedürfnisse seines Gewerbes verwendete Summe wegen Mangel an hinreichender Deckung sogleich an die gerichtliche Vormundschaft der minderjährigen Kinder erlegen, folglich das eben Erkaufte zu seinem großen Schaden für geringeren Preis wieder zu Geld machen mußte. Aber Schremke scheut Mangel und Noth, Armuth und Elend weniger, als ein schlechtes Gewissen; und das Bewußtseyn, ehrlich gehandelt zu haben, war ihm lieber, als der Besitz einer für ihn so bedeutenden Summe. Ohne länger zu überlegen, tritt er vor das Verlassenschaftgericht hin und gibt sich als den Schuldner jener zwei Tausend Thaler an. Er verkauft sein Gewerbe, um diese Schuld schnell abzutragen, und sieht mit ruhigem Blick in seinen alten Tagen der Noth entgegen, denn was nützt Reichthum und Überfluß, wenn das Gewissen drückt!«

Seine Mitbürger staunten über diesen Zug seltener Ehrlichkeit. Groß und Klein sprachen von dem Alten mit Ehren und Hochachtung. Er aber gab dem Statthalter, Fürsten von Hessenstein, der ihm auch seinen Beifall bekannt machen ließ, unbefangen die Antwort: »Durchlaucht! diese Gnade ist zu groß, denn deßwegen ver-

diene ich noch kein Lob, daß ich nicht ein Betrüger geworden.«

Wie aber keine wahrhaft edle Handlung ohne gute Folgen für den Urheber bleibt, so traf es auch hier ein. Der großmüthige Statthalter brachte unter den gutgesinnten Bürgern Stralsund's eine Subscription zu Stande, durch welche der biedere Schremke ein gleich großes Kapital, wie er es an die Kinder des Verblichenen abgetragen, zum Gebrauch und Nutzen erhielt. Hierdurch kam das Gewerbe des rechtlichen Mannes, dem allgemeines Vertrauen und Aller Achtung blieb, bald in den blühendsten Stand; und seine gut erzogenen Söhne, welche das späte Alter des Greises mit Freuden krönten, haben nebst einem bedeutenden Vermögen auch den guten Namen und die Tugenden des Vaters geerbt.

XXVIII.

Vor allem bedenke das Ende.

Als die immer geschäftige Speculation die Ausspielung von größern Besitzungen und herrschaftlichen Gütern durch Lotterie ersann, wurden bei einem der ersten dieser Versuche dem Gerichtsschreiber eines

Städtchens zwei Lose zum Verkauf übersendet. Der Gerichtsschreiber Reinthal war ein biederer Mann, der das größte Glück in der Erfüllung seiner Pflichten fand. Ein treuer Gatte, ein musterhafter Hausvater, darbte er sich das Brot von dem Munde ab, billige Wünsche seines Weibes erfüllen und seinem einzigen Sohn eine gute Erziehung geben zu können. Er besaß gesunden Verstand und mehr Kenntnisse, als sein Dienst wohl erforderte. Man kann sich leicht denken, daß er dem Lotteriewesen überhaupt nicht zugethan und ob jener Zusendung nicht sehr erfreut war.

Da aber die Lose einmal in seinen Händen waren, so wollte er sie doch, aus Gefälligkeit gegen den Übersender, an den Mann bringen. Er trug sie zu dem Bürgermeister des Städtchens, einem reichen und stolzen Mann. Dieser fuhr ihn an, machte ihm Vorwürfe über seine Neigung, aller Welt dienen zu wollen, und nahm dann zum Ende doch eines davon, während er dem armen Gerichtsschreiber noch manche kränkende Rede anhing. Unmuthig kehrte Reinthal zurück und warf das übrig gebliebene Los auf den Tisch. »Niemand soll mich zu ähnlichen Geschäften mehr verleiten,« rief er, »bleibe du da liegen, verwünschtes Los, so lange du willst!« Da kam sein Weib, tröstete den braven Mann über die Reden des Bürgermeisters, die er doch von dem

allgemein bekannten Übermuth und Stolz jenes Mannes nicht anders hätte erwarten können, und sprach zum Ende, einer verführenden Eva nicht unähnlich: »Nun, wenn du das zweite Los behalten willst, so thust du ganz wohl daran. Man muß dem Glücke die Thür öffnen. Versuche — vielleicht war die Sendung der Lose und die Behandlung des Bürgermeisters ein höherer Wink!« Reinthal aber versetzte: »Du weißt, Katharine, daß ich auf blinde Gaben des Glückes nicht zähle. Die Wahrscheinlichkeit, durch Lotterie reich zu werden, ist viel geringer, als jene, es durch betriebsamen Fleiß und guten Haushalt zu werden. Da du indessen den Besitz eines Loses zu wünschen scheinst, so bleibe dieß hier; nicht, weil ich Glück hoffe, sondern weil ich die demüthigende Last, es Andern anzubieten, abgewälzt wünsche.« Und so blieb das Los in Katharinens Händen, zu ihrer heimlichen Freude, da sie gar zu gern in den Besitz eines Gutes gekommen wäre.

Wie sich in der Welt alles erwarten läßt, so kam auch die Ziehung jenes Gutes heran. Mit dem nächsten Posttage trafen schon die Listen im Städtchen ein. Reinthal schlug sie geduldig nach; fand, daß sein Los, wie er's erwartet, durchgefallen sey; lächelte gutmüthig über den kleinen Verdruß seiner Frau, und schlug dann die Nummer des zweiten nach, das dem Bürgermeister verkauft worden war.

Doch kaum hatte er das Papier, wo die Nummern angemerkt waren, zur Hand genommen, und auf den Anfang der Listen geblickt, als er die Nummer des Bürgermeisters mit großen Ziffern in dem ersten Treffer erblickte. »Katharine,« rief er, zwar sehr überrascht, doch mit männlicher Ruhe, »das Glück ist dem Bürgermeister günstiger, als uns; — er hat die Herrschaft gewonnen!«

Sein Weib schlug bei diesen Worten die Hände zusammen und jammerte, von einer kleinen Regung Neides und Unwillens übermannt, als wäre ihr ein großes Unglück widerfahren: »Ist es möglich!« rief sie, »Er, der stolze und übermüthige Mann, der bis jetzt seinen Reichthum nur zu Anderer Kränkung und Druck gebraucht — Er solch ein Glück; und wir, die wir's schon in den Händen hatten, die wir's ihm aufgedrungen, die es so nothwendig gebraucht und gewiß mehr verdient hätten, — wir sind arm, und noch ärmer als je! Ist das eine Vorsehung? ist der Himmel gerecht, der den Unwürdigen gibt und die Bedürftigen hilflos läßt?« So klagte sie fort und weinte inzwischen, während Reinthal vergebens das Wort zu gewinnen suchte.

»Aber, Katharine!« fuhr er endlich halb unwillig und mit finsterer Miene auf, die dem Wortschwall seines Weibes einen Damm setzte, »wohin führt dich dein Eifer? Du beleidigst die Menschen und lästerst

Gott. Wenn ich dein gutes Herz nicht so wohl kennte, ich müßte an dir irre werden! Sey ruhig, und lasse ab, die Vorsehung, welche menschlicher Sinn nicht ergründen kann, zu tadeln. Was Gott thut, ist wohlgethan! Hat es uns je an dem, was Noth that, gefehlt? Erwerb' ich eine Zeit nicht mehr, als wir bedürfen; stört etwas unsre häusliche Ruhe? Lasse den Teufel der Habgier nie einkehren in genügsame Herzen!« — Mit solchen Worten beruhigte er sie; setzte sich dann und berichtete dem Bürgermeister in einigen Zeilen, die Ziehungsliste beifügend, diesen glücklichen Zufall; da er aus Zartsinn die Kunde hiervon persönlich zu überbringen vermeiden wollte.

Mit freudigem Jubel empfing sie der Glückssohn, doch auch mit schmutzigem Undank. Er dachte nicht daran, dem Urheber seines Glückes die Bitterkeiten zu vergelten, mit denen er ihn bei der Übergabe des Loses gekränkt. Sein Stolz wuchs zur Lächerlichkeit, und sein Übermuth zur empörenden Unmenschlichkeit. Er ließ den Gerichtsschreiber, aus Furcht, von ihm um ein Geschenk angegangen zu werden, nicht mehr vor sich; und zog endlich, nachdem er sich aus der Residenz kostbare Pferde und Wagen, für seine Gemalin Kleider und Schmuck verschreiben lassen, zur Freude des ganzen Städtchens in Triumph auf das gewonnene Gut.

Wenn sich auch, so lange der stolze Günstling Fortunens in der Stadt weilte, Katharinens Unmuth öfters erregt fand, so siegte ihr gutes Herz doch über menschliche Schwachheiten dieser Art gänzlich, als der Gutsherr einmal über alle Berge war. Das Städtchen wählte nun einen rechtschaffenen, alten Mann zum Bürgermeister, der sein Amt mit Ruhe und Gerechtigkeitsliebe zur Freude Aller verwaltete. Einem solchen Vorgesetzten konnte Reinthals Geschäftseifer, wie seine Thätigkeit für einen höhern Beruf, nicht entgehen. Mit der menschenfreundlichsten Theilnahme brachte er es deßhalb dahin, daß dem rechtschaffenen Reinthal eine Stelle im Rathe zu Theil ward.

Auf diesem Posten fand Reinthal Gelegenheit sich ehrenvoll auszuzeichnen. Täglich wuchs sein Einfluß; und der alte Bürgermeister, der ihn stets seinen Sohn nannte, äußerte oft, daß er für seine Stelle zum Besten des Gemeindewohls keinen würdigeren Nachfolger wünsche. Er starb, und sein Wunsch ging in Erfüllung; Reinthal ward mit lauter Stimme des Beifalles Bürgermeister.

Durch weise Sparsamkeit und durch Katharinens klugen Haushalt hatte er sich, zwölf Jahre nach des ersten Bürgermeisters Abzug, ein für das Städtchen, in dem er lebte, nicht unbedeutendes Vermögen zurückgelegt; auch hatte sein Sohn die

Studien vollendet und an der hohen Schule zu Wien die Doctorswürde erhalten. Ausgerüstet mit den trefflichen Grundsätzen seines Vaters, Kopf und Herz an der rechten Stelle, war er die höchste Freude der glücklichen Ältern und die Bewunderung Aller, welche ihn kannten. Wer zweifelt hier noch, daß Reinthal unter solchen Verhältnissen ein Glück genoß, das er gegen keine andere Lebenslage in der Welt, selbst nicht gegen einen Thron, vertauscht haben würde.

Auch seine Gattin verlangte nun kein anderes Los, und wurde manchmal, wenn sie der heitere Reinthal, ihres einstmaligen Ärgers über das Glück des stolzen Bürgermeisters willen, aufzog, auf sich selbst böse. Man hatte, da das Gut von dem Städtchen sehr weit entfernt lag, außer einigen Gerüchten, die Reinthal für Lügen hielt, von den Ausgewanderten seit zwölf Jahren nicht das Geringste vernommen.

Da kam einmal die Gerichtschreibersstelle jenes Städtchens in Erledigung, was durch ein öffentliches Blatt bekannt gemacht wurde. Es gab der Bewerber Manche darum, und schon war der Termin zur Einreichung der Gesuche fast verflossen, als sich bei Reinthal noch ein Candidat melden ließ, der sein Gesuch persönlich vorbringen wollte.

Wie sehr verwunderte sich jener, als er den Sohn

des Gutsherrn vor sich sah, den er, wenn er nicht selbst seinen Namen genannt hätte, nicht mehr erkannt haben würde. Auf seine Fragen antwortete dieser nur mit Thränen. »Ach, mein unglücklicher Vater ist todt,« erwiederte er, »meine Mutter darbt im tiefen Elende, und ich werde in meinem Jammer vergehen, wenn Sie Sich nicht meiner, aus Rücksicht für den ehemaligen Standpunct meines Vaters, erbarmen! — Unbekannt mit der Leitung eines Grundbesitzes, verblendet von Stolz und Sucht, Aufsehen zu erregen, haben wir nicht nur unsere frühere erworbene Habe, sondern auch die, durch heilloses Glück uns zugesandte in die Welt geschlagen. Politische Ereignisse und unvorhergesehene Unglücksfälle vollendeten unsern Ruin. Unzählige Mal haben wir den tückischen Gewinn, als die Quelle unseres Leides, verwünscht! Da nun mein armer Vater, der diese Demüthigungen hart ertrug, vor Gram hingestorben, habe ich keine Aussicht, als Ihre Güte und Hilfe!« So sprach der unglückliche junge Mensch unter häufigen Thränen; und sein zerstörtes Äußeres wies die Spuren erlittenen Elends.

Reinthal verwandte, wie man es von seinem biedern Charakter erwarten konnte, seinen Einfluß, daß der Hilflose die ledige Stelle erhielt; und zur staunenden Katharine sprach er freundlich die Worte:

»Wie nun, liebes Weibchen, willst du noch mit der Vorsehung rechten? Urtheile in Zukunft nicht mehr blind über höhere Fügungen, und lass' uns bei glücklichen und widrigen Vorfällen im Leben den Wahlspruch behalten: Vor allem bedenke das Ende!«

XXIX.

So fällt, wer von der Liebe läßt.

Angela hatte frühzeitig ihren Gatten, dem sie mit der treuesten Liebe ergeben war, verloren. Unheilbar blieb die Wunde, welche ihr dieser Verlust geschlagen, und obgleich noch im Besitz aller Reize eines liebenswürdigen Weibes, dachte sie doch an nichts weniger, als an eine neue Vermählung. Zurückgezogen von der Welt, lebte sie auf einem schön gelegenen Gute nur ihrem Schmerz und dem Gedanken an jene Zeit, in der die Getrennten zur ewigen Liebe sich vereint sehen werden.

Sie war nur einem einzigen Mädchen aus ihrer Umgebung zugethan, das sie in früher Jugend zu sich nahm und menschenfreundlich erziehen ließ. Luzie, die zugleich die Geschäfte ihres Kammermädchens versah, war ihre Gesellschafterin, die Vertraute ihres Schmerzes und Theilnehmerin ihrer

wenigen Freuden. Die edle Frau behandelte ihre ganze Umgebung mit Sanftmuth und Freundlichkeit, Luzien aber mit fast mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit. Sie besaß keine Kinder, und vor allem ist es dem weiblichen Geschlechte Bedürfniß, irgend einem Gegenstand mit einer innigeren Neigung zu leben. So geschah es, daß Luzie immer mehr in der Gunst ihrer Wohlthäterin stieg, und endlich wie die Tochter vom Hause behandelt ward.

Durch ihr einschmeichelndes Benehmen und ihre Aufmerksamkeit für die leisesten Wünsche Angela's wußte Luzie solche herzliche Gesinnungen festzuhalten. Sie schien jener Liebe würdig, und ihre Wohlthäterin pries sich glücklich, ein Wesen, von dem sie sich kindlich geliebt hielt, um sich zu haben. Luzie war aber ein eitles Mädchen, das mehr an Außendingen, als an kindlicher Liebe und Dankbarkeit, hing. Sie war falsch genug, ihre Wohlthäterin dieses nicht ahnen zu lassen.

Einst packte Angela ihre Schränke um, und Luzie leistete Dienste dabei. So geriethen sie auf Angela's reichen Schmuck, der ein Geschenk des verstorbenen Gatten war. Fünf Schnüre Perlen, deren jede die Größe einer Erbse hatte, ein herrliches Diamanten-Collier, Ringe von den seltensten Steinen, und Ohrgehänge, fast unschätzbar am Werthe, schimmerten ihnen entgegen. Luzie schlug

vor Verwunderung die Hände zusammen und konnte sich an dem Blinken des Geschmeides nicht satt sehen.

Angela schien an dem Entzücken des Mädchens Vergnügen zu haben. Sie sprach: »Es freut mich, Luzie, daß du an diesem Geschmeide Gefallen findest. Du wirst es vielleicht einst mit mehr Glück und Vergnügen, als ich, tragen. Ich mache dir kein Geheimniß daraus, daß dieser Schmuck nebst einer Summe Geldes in meinem letzten Willen für dich bestimmt ist. Du mußt mir aber, so lang ich lebe, eine gehorsame Tochter seyn.« — Wer schildert die Freude des eitlen Mädchens. Sie küßte der edlen Pflegemutter die Hände, flog nun an ihren Hals, besah dann wieder die Schätze, welche die ihrigen werden sollten, und kannte kein Maß ihres Glückes!

Wochenlang beschäftigte die Äußerung der trefflichen Frau ihre rege Einbildungskraft. Sie sah sich schon als ein sehr reiches Mädchen, als die Zierde der Stadt, angebetet von der höheren Welt, und erröthete, indem sie auf ihren Nacken blickte, daß er die süße Last der blinkenden Perlen noch nicht trage. »Gott, wie glücklich werde ich seyn!« rief sie ein über das andere Mal.

Aber diesem süßen Gedanken folgten bald andere mehr trüber Art. »Jetzt bin ich in meinen blühenden Jahren;« dachte sie, »jetzt würde mich dieser

Schmuck wohl kleiden — aber wie lange wird es noch hingehen, bis ich das Erbe erhalte; und wer weiß, ob je! Ist meine Pflegemutter nicht eine junge Frau, kann sie sich nicht noch vermählen, und wer steht mir dafür, ob sie ihre Gesinnung nicht ändert? Verzeih' mir's Gott, aber ich wollte ——.« Sie schauderte bei diesem Wunsch anfänglich selbst zurück; ja, sie wies ihn von sich, weinte über ihre Undankbarkeit sogar; aber die Perlen, die Diamanten, das Gold schimmerte vor ihrer reizbaren Phantasie, und die schwache Regung des Pflichtgefühls versank in dem Meere des niedrigsten Eigennutzes.

Luzie hatte sich dem Versucher in die Arme geworfen. Sie wurde bald mit dem Wunsche, daß ihre Pflegemutter sterben möchte, vertraut, konnte ihn schon ohne alle Aufregung in ihrem Innern hegen. Die Folge davon war, daß ihr die Nähe ihrer Wohlthäterin peinigend ward; sie hatte die Macht verloren, ihr kindliche Liebe zu heucheln. Angela bemerkte diese Änderung erst spät, ohne ihre Quelle zu ahnen. Sie machte dem Mädchen leise Vorwürfe, ward endlich, als ihr Betragen unverändert blieb, immermehr kälter gegen sie.

Hierzu kam noch, daß Luzie sich bald darauf einer Neigung für einen jungen Taugenichts hingab, die ihre würdige Pflegemutter nicht billigen wollte. An die Stelle der Kälte trat bei der Un-

dankbaren Mißvergnügen und Haß. Es war nun ganz an der Zeit, daß diese Frau stürbe, wenn sie noch glücklich werden sollte — und, ich schaudere zurück, indem ich dieses schreibe — die gottvergessene Luzie, schon so weit der Versuchung der Hölle unterlegen, ward endlich mit dem Gedanken vertraut, das Leben der edelsten Pflegemutter, die nichts als ihr Glück wollte, gewaltsamer Weise zu enden. Gott sey es gedankt, daß unter Millionen von menschlichen Wesen vielleicht nur Ein solches Scheusal geboren wird, daß Jahrhunderte vorübergehen, eh' solch ein teuflischer Gedanke in der Brust eines Mädchens erwacht!

Um ihre Kornböden von Ratzen und Mäusen zu befreien, hatte Angela eine ziemlich große Menge Arsenik verschreiben lassen. Sie gab dasselbe in Luziens Hände mit der Weisung, es ja wohl zu bewahren, damit durch Unvorsichtigkeit kein Unglück geschehe. Hätte sie einen festen Blick auf das Mädchen geworfen, als sie das verderbliche Gift in ihre Hände gab! Luzie erröthete, erblaßte dann wieder, wie eine Leiche; ihre Augen traten zurück und funkelten, als stritt' eine Hölle in ihnen, ihre Hände und Knie zitterten. »Ich fürchte mich vor dem Gifte!« stammelte sie mit starrer Zunge, als kämpfte noch ihr besserer Genius mit dem riesenstarken Versucher. »»Darum wahre es wohl, mein Kind,«« versetzte

die Pflegmutter, ohne in ihrer reinen Seele das Geringste zu ahnen.

Luzie hatte es über sich, den Kaffeh zu besorgen. Da Angela sich am anderen Tag etwas unwohl fühlte, so begehrte sie außer der gewöhnlichen Zeit eine Tasse dieses Getränkes. Luzie, von ihrem innern Teufel besiegt, mischt das schreckliche Gift dem kochenden Wasser ein; der Todestrank lag bald in der Tasse. Sie hebt dieselbe dreimal empor, aber die Tasse war zu schwer, denn das Leben einer trefflichen Mutter, die ewige Seligkeit einer gottverlassenen Tochter lag darin! Sie vermag es nicht, den Trank selbst zu überbringen. Schon will sie, von einer besseren Regung übermannt, ihn weggießen, als eine Magd zu ihr hintritt, und mit der Versicherung, daß Angela ungeduldig des Getränkes harre, eilig die Tasse ergriff, und sie — dem Opfer allzu großen Vertrauens, allzu treuer Liebe sorgenlos bringt!

Luzie zuckt noch nach dem Gefäße; ein Fieberschauer durchfährt sie, sie sinkt auf den Boden, — Verzweiflung wüthet in ihrem Gehirn und der Tod klopft in ihrem Herzen. Betäubt bleibt sie im Erstarren liegen, bis sie lautes Geschrei aus demselben erweckt. Die Gebieterin hatte mit einem Male Krämpfe bekommen. Dieser stürzt nach dem Arzte, jener in die Küche. Luzie rafft sich auf, schleppt sich

in das anstoßende Gemach, in dem die Pflegemutter, von fürchterlichen Schmerzen jählings ergriffen, weilt. Sie war eben allein, da ihre Leute nach Hilfe suchen. Bei all ihrem Leiden — welche Ruhe, welcher Frieden in ihren Zügen! Und Luzie? Die Haare zu Berge gesträubt, die Augen stier, den Mund halb geöffnet, die Brust in krampfhaften Zügen nach Luft kämpfend — den Tod, die Verzweiflung, jetzt schon die Qual der Hölle im Innern — sie kann sich nicht halten, sie stürzt mit einem jämmerlichen Schrei zu den Füßen der Geopferten und wälzt wider Willen die Last ihres Verbrechens von der zitternden Zunge; kreischend stößt sie die Worte aus: »Sie sind vergiftet mit Arsenik, o Mutter — sind es von mir!«

Angela, überrascht und entsetzt bei diesem Geständnisse, faßt sich bald, greift nach einem Gefäße mit Milch, das in ihrer Nähe steht, trinkt es als Gegengift aus bis zur Neige, und — erhebt dann die krampfhaft zusammengesunkene Luzie. »Schweige,« ruft sie ihr leise zu, »bald erscheinen Zeugen; ich befehle es dir.«

In diesem Augenblicke tritt der Arzt ein. Die edle Frau geht ihm einige Schritte entgegen. »Helfen Sie, Doctor, wenn Sie noch können, ich habe aus Versehen Arsenik genommen!« spricht sie mit

Ruhe, und benimmt sich mit so vieler Seelenstärke bei dem ersten allgemeinen Erstarren, daß sie dem Arzte mehr ein himmlisches, denn irdisches Wesen schien. Die zweckmäßigsten Mittel werden angewendet, und der Arzt erklärt nach einer Stunde, für ihr Leben einstehen zu können.

Indessen lag Luzie bald ohnmächtig, bald in Fieberqualen auf dem Sopha Derjenigen, die sie zu ermorden versucht. »Laßt sie bei mir,« sprach Angela, »sie hat viel um mich gelitten, und an dem Zustande, in dem Ihr sie seht, bin ich und der Schrecken Schuld.« Der Arzt erschrack, wie er ihren Puls fühlte, und verordnete lindernde Mittel. Angela mußte, bis zur Ohnmacht erschöpft, zu Bette gebracht werden. Man konnte ihr nicht verbergen, daß die Folgen dieser Vergiftung ihr wahrscheinlich noch viele Leiden bringen würden; aber sie verlangte, daß auch für Luzien ein Bett herbeigeschafft werde, aus rührender Sorgfalt, daß diese in der Fieberhitze oder Verzweiflung ihr Verbrechen nicht selbst fremden Ohren vertraue. Sie begehrte nach Ruhe, und der Arzt gab zu, daß man sie einige Stunden allein lasse.

Als sich die Zeugen entfernt hatten, sprang die unglückliche Luzie von dem Lager auf, stürzt, in heiße Thränen gebadet, die Hände ringend und oft vor Verzweiflung in ihren eigenen Haaren wüthend,

zu Angela's Füßen. Sie nennt sich selbst ein Scheusal, und legt unter tausend Verwünschungen ihres Daseyns ein offenes Bekenntniß ihrer großen Schuld und der schändlichen Beweggründe hierzu dar. »Mich hat die Hölle mit diesen Schätzen verblendet,« jammerte sie laut, »ich sehe nun das Entsetzliche meiner That — ich verfluche mich selbst. Verzeihen nur Sie mir, edle Frau, auf daß mir auch Gott mein Verbrechen verzeihe!«

Angela sprach mit himmlischer Sanftmuth zu ihr, tröstete die Gefallene liebreich; erhob sich dann vom Lager, indem sie mühsam den ihrem Bette nahen Schrank öffnete, worin sich das Geschmeide befand. »Ich habe Dir ganz verziehen, Luzie, und damit mich nichts an diese schreckliche Stunde erinnre, so nimm jetzt schon den Schmuck, der dich so lüstern gemacht. Sieh', mein Kind, ich bedarf seiner nicht. Sobald du gestärkt bist, sollst du damit und mit jener Geldsumme, die ich dir erst nach meinem Tode zugedacht habe, in die Stadt ziehen. Du wirst einsehen, daß unser Zusammenleben für uns Beide nur schmerzerregend seyn müßte; sey daher von nun an dein eigen, werde glücklich und froh! Aber wisse, Luzie, daß ich dir vom Herzen verzeihe; und keine Seele soll, ich schwöre es dir, von diesem unglückseligen Vorgang erfahren.«

Luzie war zerknirscht. Sie vermochte es nicht, ein Wort zu erwiedern. Plötzlich aber wurde sie von heftigen Krämpfen überfallen, welche eine Folge ihres Gemüthszustandes waren. Sie erbrach Blut, und der Arzt erklärte bei seinem zweiten Besuche ihrer Krankheit für äußerst gefährlich. Angela hingegen war durch Anwendung der zweckmäßigsten Mittel gerettet worden, wozu der Umstand, daß sie, des widerlichen Geschmackes des dargereichten Trankes wegen, nur eine geringe Menge davon genossen hatte, viel beitrug. Sie konnte bald am Bett der Gefallenen Krankenpflege versehen. Die unglückliche Luzie aber war von einem Nervenfieber der gefährlichsten Art ergriffen worden. Sie redete fast immer irre, sprach von Geschmeide, von Gift, von dem Tode. In lichten Augenblicken ergriff sie jedoch immer reumüthig und zerknirscht die Hände des sie pflegenden Engels und bat Gott, daß Er Angela's Milde vergelte.

Nach acht Tagen ihrer schmerzvollen Krankheit gab sie, von den fürchterlichsten Krämpfen neuerdings befallen, unter den Tröstungen der heiligen Religion und Angela's mildem Zuspruch den Geist auf; und obgleich Niemand um die näheren Umstände, die ihre Krankheit veranlaßten, wußte, so blieb doch selbst ihre Leiche Allen ein Gegenstand des Entsetzens; denn ihre Züge waren verzerrt, und

wer sie anblickte, ahnete dunkel: »So sterben die, welche uneins mit ihrem Gewissen!«

Angela beweinte den Tod der Unglücklichen. Sie lebte nun nur mehr für Arme und Jene, welche ihrer Hilfe bedurften. Nie verließ sie aber der Ausdruck jener himmlischen Ruhe, welcher den wahrhaft guten und edlen Menschen in allen Lagen des Lebens so unverkennbar adelt.

XXX.

Qualreiche Schätze, glückselige Noth.

Skizze aus den Zeiten des Ritterthums.*)

(In zehn Abschnitten.)

I. Der Zug zur väterlichen Burg.

„Gottlob!« rief der Ritter Gangolf Trüllerey fröhlich, als er mit seinem Gefährten, dem heiteren und lebensklugen Isenhofer, dem Minnesänger, über die Brücke des Grabens der Stadt

*) H. Zschokke's Freihof von Arau verdient den Scott'schen Leistungen in jeder Rücksicht an die Seite gestellt zu werden. Kraft und Wahrheit in den Charakteren, Interesse der Handlung, und des Meisters unverkennbare Hand in der lichtvollen Darstellung erheben dieses Werk über Schöpfungen ähnlicher Art. Die vorliegende Erzählung ist eine Skizze, die ich aus diesem größeren Werke zusammenge-

Bern hinausritt, um endlich einmal wieder, nach jahrelanger Abwesenheit seinen alten Vater in Aarau zu sehen. »Ich mag wieder athmen, nun ich meinen Aarstrom, meine Wälder und dort hinten die Berge meiner Heimath wieder sehe! Mir war gar nicht wohl da drinnen im engen Städtchen.«

Insenhofer aber trillerte ein Liedchen, bald scherzhafter, bald trüberer Laune. Er war ein hagerer kleiner Mann von etwa vierzig Jahren und sehr einfach gekleidet. Einige hielten ihn für ein großen Gelehrten, Andere für einen Halbnarren, Andere für einen durchtriebenen Schlaukopf, Andere für einen Schwärmer. Sein blasses schmales Gesicht mit kurzer Spitznase, spitzen Kinn, tiefen Augenhölen, in denen ein Paar kleine, lachende Augen blitzten, verrieth weder das Eine noch das Andere. — Gangolf entgegen war der schönste Mann seiner Zeit. Ehrlich und stolz wie ein Schweizer, gewandt wie ein Franzose. Ritterlich in seinen Gesinnungen, kraftvoll, muthig und kühn.

Schon in Bern hatte Trüllerey vom Schultheiß die Kunde erhalten, daß sein Vater zwar nicht

---

stellt und meines Zweckes willen nur hier und da in Kleinigkeiten zu ändern gewagt habe. Wie wahr tritt aus diesen abgerissenen Zügen die Lehre hervor, daß eine einzige ungerechte Handlung zur Vernichtung unseres Lebensglückes genüge!

*

gefährlich, doch an einer Krankheit gar seltsamer Art leide, die seinen Geist und Körper verzehre. Gangolf eilte deßhalb, nicht ohne Hoffnung, daß seine unerwartete Erscheinung auf den Kränklichen wohlthätig einwirken werde, in ungetrübter Stimmung mit kindlicher Sehnsucht der Heimath zu.

Sie ritten im raschen Trabe durch die grünen Wiesen und Äcker des rechten Aarufers am Fuß des Wülpelsberges dahin. Jenseits des breiten Stromes, dessen unruhiger Lauf vielerlei Sandbänke und kleine Inseln schuf, bildete das Juragebirg seinen weiten Bogen. Sie sahen darüber die Hütten des Hofes Schinznach gelagert, berühmt und besucht wegen benachbarten Heilquellen. Jeder Schritt verwandelte um die Reisenden her das Schauspiel. Die Gebirgslandschaft regte und bewegte sich durch einander, wie ein Zaubergemälde, in welchen Dinge Leben haben, die sonst starre Massen sind. Doch nach kurzer Zeit schwand Alles, da der Weg immer rauher und übler ward und die Reisenden mit sich in die finstere Einöde eines Waldes zog.

Isenhofer erheiterte den durch die finstere Gegend sichtbar verstimmten Gangolf; und dessen Blick lächelte wonnevoll, als er, nach einem langen Ritte das Ende des schauerlichen Waldes erreichend, von einer Anhöhe herab in lachender, freier Ebene vor sich das Städtlein Aarau erschaute. Im Hinter-

grunde ragten hoch von den Zwillingsgipfeln eines fernen Berges die Trümmer der Wartburgen und Bergfesten, von den Bernern und Solothurnern gebrochen, empor. Links sah man die weißen Schloßgemäuer von Liebegg.

Damals streckte vor dem St. Lorenzenthor von Aarau noch keine Vorstadt ihre langen Häuserreihen, mit geschmackvoll aufgeführten Gebäuden, aus; sondern Gangolf und Isenhofer ritten auf müden Rossen Schritt für Schritt zwischen Wiesen und kleinen umhägten Gärten, worin die bürgerlichen Hausfrauen mit ihren Mägden eben mit Frühlingsarbeit auf Gemüse- und Blumenbeeten beschäftigt waren. Wo heutiges Tages Platanen und Akazien von einem Thore zum andern geräumige, freundliche Schattengänge bilden, zog sich damals ein breiter, tiefer Graben um die hohe, mit Schießscharten wohlversorgte Ring-Mauer.

Über die Brücke des Ringgrabens ritten unsere Reisenden wohlgemuth durch's hochgethürmte Thor, mit dicken Pfortenflügeln und Fallgittern wohl versehen, zu der noch ungepflasterten Straße des Städtleins hinein. Links und rechts in den Häusern war es von mancherlei Gewerb und Handwerk laut; und neugierige Köpfe fehlten nicht an den Fenstern, die Eintretenden zu betrachten. Über den Brücken des schmalen, rauschenden Stadtbachs wandelten

ehrbare Bürger gemächlich auf und ab in Gesprächen von Stadt- und Hausdingen. Alle zogen Baret und Kappen freundlich grüßend vom Haupt, als sie den Junker Trüllerey erblickten, der ihnen lieb war, wie von jeher sein Geschlecht; denn dasselbe hatte sich jederzeit an der Stadt Aarau löblich verhalten und ihr viel Gutthaten und treue Dienste erwiesen.

Rechts, am Ende einer Seitengasse, stieg ein mächtiger, gevierter Thurm mit niedrigem Seitengebäude empor, durch den Burggraben und die starke Ringmauer von der übrigen Stadt getrennt. Eine schmale Zugbrücke an Ketten lag über dem Graben. Das war die alte Veste Rore, der Trüllerey's Stammschloß, genannt der Freihof von Aarau. Der alte Thurm Rore stand hier schon seit manchem Jahrhundert. Hier war des ganzen Landes Wahlstätte gewesen, wohin das Volk gekommen war, vor dem Stuhl des Grafen Recht zu nehmen. Hier fand auch der verfolgte Unglückliche Zuflucht und Sicherheit, er mochte schuldig oder unschuldig seyn. Die Wildheit der Sitten in jenem Zeitalter, wo ungestüme Selbstrache nicht selten der unbehilflichen und langsamen Gerechtigkeitspflege vorgriff, entschuldigte das Daseyn dieser Stiftungen, die endlich nach festerer Ausbildung der Staaten wieder verschwunden sind.

II. Nicht erfreuliche Kunde.

»Wo ist mein Vater?« rief Gangolf den beiden Knechten zu, welche aus dem Seitengebäude hervorrannten, sobald sie ihren jungen Herrn mit dem Fremden über die Zugbrücken in den engen Zwinger hereinkommen und vom Rosse steigen sahen.

»Im obersten Gemach des Thurms, gestrenger Herr!« entgegnete der Jüngere, der Gangolfs Pferd am Zügel nahm: »Er läßt keine Seele vor sich.«

»Schweig, Jeni Räsen!« rief der ältere Diener, welcher Isenhofers Roß hielt. »Was sprichst du für dummes Zeug.«

»Und was ich gesagt habe,« entgegnete Jeni, »ist wahr. Der alte Herr läßt Niemand vor sich. Ich muß Jedermann abweisen; er hat's mir bei Leib und Leben verboten.«

»Aber der Sohn vom Hause gehört doch nicht unter die Jedermanns, Gelbschnabel! Achtet doch nicht auf des Tölpels Gewäsch, Junker. »Seyd willkommen!« sagte Hemman, der ältere Diener. »Wir haben Euch lang nicht mehr bei uns gesehen; der alte Herr wird sich freuen, Euch wieder zu haben.«

»Nun bei St. Lorenz!« schrie Jeni dazwischen: »Das wäre seit langer Zeit die erste Freude. Ich will's dem alten Herrn wohl gönnen. Aber ich sag's Euch, liebster Junker, der gestrenge Herr läßt Nie-

mand vor sich, ist trübselig, wie der König Saul im Evangelio und thut den Mund so wenig zu Frag' und Antwort auf, als ein Stummer am Teiche Bethesda!«

»Mußt du denn gleich mit der Thür in's Haus hineinplatzen?« sprach Hemman ärgerlich. »Schickt sich das? — Es ist wahr, liebster Junker, der alte Herr ist seit einiger Zeit etwas still und unpäßlich.«

»Was, seit einiger Zeit?« unterbrach ihn Jeni. »Dein Gedächtniß, Hemman, hat kurze Waare feil. Nein, liebster Junker, es ist schon seit dem Tage vor Lichtmeß, als die alte Zigeunerin bei ihm war, die sich vor den Stadtknechten in den Freihof rettete.«

»Ei, schwatz du und der Guckuk!« schrie Hemman. »Nun ja, lieber Junker, weil denn der Kerl nichts bei sich behalten kann, so gesteh' ich, seit Lichtmeß mag es seyn. Doch was die Zigeunerin betrifft, so kann Niemand eigentlich sagen« —

»Ich aber, bei St. Lorenz, bin Jemand!« fiel Jeni in die Rede. »Und ich sage, die schwarze Zigeunerin aus Aegypten hat es ihm angethan. Hemman hat's nicht gesehen, ich aber kniete hinter dem Stadtthürlein und melkte die Geis. Lieber, gestrenger Junker, der alte gnädige Herr stand dort an der Thurmecke, und das Weib mit pechschwarzen Augen vor ihm und sah ihm in die Hand. Und wenn

diese Diebin nicht mehr Teufel im Leibe gehabt hat, als kohlrabenschwarze Haare auf dem Kopf, so will ich weder leben noch sterben. Denn sie ist in der Nacht aus dem Freihof entkommen, Niemand weiß, wie? und wohin? Und der alte, gnädige Herr ist den ganzen Abend stumm und still, starr und steif am Wapenfensterlein gestanden, als wär' er zur Salzsäule worden, wie Sodom und Gomorrha.«

»Ist's nun heraus?« rief Hemman, »kann ich nun zum Worte kommen? Was muß unser Junker nun von dir denken, du plumper, ungeschliffener Mensch!«

»Haltet Euch beide ruhig!« sagte der Junker gelassen. »Besorgt unsere Rosse wohl. Führe sie umher, Hemman, daß sie sich abkühlen. Du, Jeni, suche Meister Langenhard, den Hofmeister. Wir gehen indessen in's Haus.

III. Des Vaters Gestalt, aber sein Geist nicht.

Mit diesen Worten trat der Junker voran, dem Gaste den Weg zu zeigen. Er ging eine schmale Wendeltreppe innerhalb der dicken Thurmmauer hinauf. Die ausgetretenen steinernen Stufen beurkundeten ihr hohes Alterthum, gleichwie die häusliche Sparsamkeit des Burgherrn. Nur durch eine enge, schuh-

lange Öffnung in der Mauer floß so viel Licht auf den Wendelsteg, daß eine karge, doch nützliche Dämmerung darüber schwebte. Vermittelst derselben erkannten die Hinaufsteigenden bald im Winkel der Mauer seitwärts Etwas, das sich durch Bewegungen als Lebendiges andeutete. Gangolf, ungewiß dessen, was er erblickte, blieb stehen.

»Bist du es, Gangolf?« sprach eine dumpfe, halblaute Stimme aus der Blende. »Ich sah dich gegen die Stadt reiten?«

Ein mattes Licht fiel auf die Gestalt, als sich hinter derselben die Thür eines Zimmers öffnete. Gangolf erkannte seinen Vater, dem er, sobald sie miteinander in das Gemach eingetreten waren, ehrfurchtsvoll die Hand küßte. Zugleich stellte er ihm den Gast vor, zu dessen Empfehlung er einige Worte beifügte. Der alte Ritter that mit der Hand eine langsame Bewegung, welche den Fremden willkommen hieß, während sich dieser tief verbeugte.

Es war aber etwas Schauerliches in der Gestalt des Greises, der fast gar nicht sprach, und selbst durch keinen Blick, durch keine Änderung der starren Gesichtszüge das Daseyn einer Empfindung verrieth, welches wohl sonst das Vaterherz beim Wiedersehen des lange abwesend gewesenen Kindes bewegt. Man entdeckte hier keine Spur von Überraschung, von Freude, oder auch nur von Neugier;

eben so wenig ein Zeichen des Verdrußes oder der verhehlten Unzufriedenheit, sondern die eiskalte Gleichgültigkeit eines Leichnams gegen das, was um ihn vorgeht. Das Äußere des Mannes verstärkte noch auf Isenhofer den Eindruck. Eine hohe, breite, würdevolle Gestalt war ganz und gar, vom Hals bis zu den Füßen, in einen schwarzen, weiten Pelzrock gehüllt, von dessen Gürtel an einer Silberkette ein Dolch mit silbernem Gefäß und ein Rosenkranz hing. Über den Kopf war kappenartig ein schwarzes Wollentuch geschlagen und um den Hals befestigt, daraus das bleiche, stille Antlitz, mit langer, gebogener Nase, harten, scharfen Gesichtszügen noch düsterer hervortrat, und das kurze graue Haar um das Kinn, und den Spitzbart über der Oberlippe, wie eine abwechselnde Schattung zeigte.

»Mein Vater, Euch scheint nicht wohl zu seyn?« stammelte endlich Gangolf etwas beklommen, nachdem er viel erzählt und weder dessen Aufmerksamkeit, noch dessen Antwort gewonnen hatte.

»Wohl!« entgegnete der alte Rüdiger, und ging mit langsamen, aber festem Schritte durch das geräumige, gewölbte Zimmer hin, dann wieder zurück.

Gangolf beobachtete mit Absicht ein langes Stillschweigen in der Hoffnung, seinen Vater zu einer Frage zu zwingen. Doch irrte er sich. Jener ging in der Stube auf und nieder, als wär' er einsam. Er

bemerkte weder den Fremden noch den Sohn. Nach und nach wurden seine Schritte rascher. Es schien, als trieb' ihn innere Unruhe.

»Gewiß, mein Vater, Ihr leidet an einer Krankheit?« fragte Gangolf wieder nach einer guten Weile und ging ihm nach. Herr Rüdiger schien ihn weder zu hören, noch ihn an seiner Seite zu bemerken, sondern setzte den Schritt stumm und still fort. — Ein langes Schweigen folgte abermals.

Plötzlich blieb der Alte stehen, hob die Augen zu seinem Sohn auf und sagte: »Gut, daß du hier bist, Gangolf. Morgen lass' ich dich zu mir rufen. Bewirthe den Gast, wie sich's gebührt.« Darauf wandte er sich zu einer schmalen Seitenthür und ging mit schnellem Schritt hinaus. Gangolf eilte ihm nach.

Herr Isenhofer war indessen mit peinlichen Empfindungen Zeuge des seltsamen Empfanges gewesen, und hatte den alten Herrn mit unverwandten Blicken beobachtet. Zuerst war ihm dieser wie ein bei Tage umgehendes Gespenst, dann wie ein vom stillen Wahnsinn befallener Mensch vorgekommen. Er athmete erst tief und froh auf, als er den Alten verschwunden und sich allein sah.

Isenhofer hatte Zeit genug, durch die gemalten Burgfenster die heitern Umgegenden zu betrachten und seinen Einbildungen und Gefühlen ungebundenes Spiel zu gönnen; denn Gangolf kehrte

erst nach einigen Stunden zurück, da draußen schon die Sterne, im Zimmer des Thurmes schon die hellen Lampen brannten, und von der Dienerschaft der Tisch mit Wein und Speisen besetzt war.

»Du hast Langweile gehabt, Freund Isenhofer!« sagte der Junker, als er in's Zimmer trat; »aber seit Neujahr sah ich das väterliche Haus und die Stadt nicht.«

»»Ihr irrt Euch,«« sprach der Minnesänger; »»ich bin nie in schlechterer Gesellschaft, als in großer; nie in besserer, als in keiner. Habt Ihr Eurem Vater Rede abgewonnen? Wie verließet Ihr ihn?««

»Wie du ihn sahst!« erwiederte der Junker mit dem Ausdruck geheimer Besorgniß. »Ich folgte ihm bis zur Thür des obersten Saales. Ich redete ihn an, ich bat ihn um Gehör. Er schüttelte den Kopf, wies mit der Hand zurück, und sagte: »»Morgen!«« Dieß war sein einziges Wort, und damit schloß er sich ein. Es ist etwas Fremdes in ihm oder an ihm. Ich erkenne von Außen noch die väterliche Gestalt; aber es ist in diese ehrwürdige Behausung seines Geistes ein unbekannter Gebieter eingezogen. Mir scheint er mehr am Gemüth, als am Leibe, krank zu seyn; und hörtest du nicht, was bei unserem Einzuge der vorlaute Jeni von der Zigeunerin gesprochen. Ein wichtiges Dunkel waltet in der Sache, und ich hoffe, daß wir darüber bald Licht erhalten.

Dieses und noch vieles andere machte das Abendgespräch der Beiden aus. Gangolf war sichtbar ergriffen und Isenhofer bewies wahre, freundliche Theilnahme.

IV. Abenteuer in der Nacht.

Gangolf stieg düster in sein hochgethürmtes Bett. Seines Vaters Zustand ängstigte ihn noch lange, bis endlich auch hier die Natur ihr Recht behauptete, und der Ermüdete in Schlaf versank.

Er mochte kaum einige Stunden unruhigen Schlummers genossen haben, als ihn ein Geräusch an der Thür des Gemaches weckte. Die Thür ging langsam auf; ein dunkelrothes Licht strömte immer heller und falber durch die sich erweiternde Öffnung. Gangolf richtete sich mit halbem Leibe nicht ohne Bestürzung auf, als er seinen Vater eintreten sah, der in der Hand eine brennende Lampe trug. Die Lampe, der lange schwarze Pelzrock, das blasse Antlitz, welches aus dem um das Haupt geschlagenen und unter dem Kinn zusammengehefteten Tuche hervorschaute, gaben der hohen Gestalt des Greises etwas wahrhaft Gespenstenhaftes.

»Seyd Ihr es, mein Vater?« fragte Gangolf mit ungewisser Stimme.

—»Steh' auf, Gangolf, und folge mir!« antwortete jener.

Gangolf gehorchte, sprang aus dem Bette, und warf die Kleider um. Sobald er seinen Anzug vollendet hatte, ging Herr Rüdiger voran und winkte dem Sohn. Dieser folgte ihm die enge Wendeltreppe hinab, dann unten in einen schmalen Seitengang, wo in der dicken Mauer des Thurms eine kleine Thür angebracht war, welche Gangolf wohl kannte, und für die Thür eines Mauerschranks gehalten hatte.

»Rede kein Wort, Gangolf,« sagte der Alte, »sondern höre und gehorche schweigend.« Er zog einen großen Schlüssel hervor, öffnete die Thür, kroch durch das Pförtlein gebückt voran, ging wieder einige Stufen abwärts, öffnete eine zweite niedere Thür und trat in ein enges Gemach, kaum sechs Schuh hoch und eben so lang und breit. Dem jungen Ritter ward es in dieser, ihm bisher fremd gebliebenen Gegend des Thurms etwas unheimlich; noch mehr, als zu seinen Füßen im Stroh eine menschliche Gestalt lebendig ward, die er beim Eintritt nicht bemerkt hatte. Ein altes, häßliches Weib, in Lumpen gewickelt, schwarzgelben Gesichtes, mit hervorstehenden Backenknochen, spitzem Kinn, spitzer Nase und dünnen Lippen, richtete sich auf. Es strich die schwarzen Haupthaare, welche, wie aus dem Wasser gezogen, in einzelnen, geraden, nachglänzenden Zotteln um den Kopf hin-

gen, vom Gesicht hinweg, und zeigte gähnend den zahnlosen, finstern Rachen. Der junge Ritter trat mit Grausen so weit zurück, als ihm der enge Raum gestattete. Er zweifelte keinen Augenblick, daß dieses eben jene Zigeunerin sey, die Jeni beschrieben hatte, und also bisher in der Veste verborgen geh alten worden war.

Steh' auf, du bist frei!« sagte der greise Rüdiger zu dem Weib: »Mein Sohn bringt dich hinaus.« Dann wandte er sich mit halbem Leibe zum Sohne um, und sagte: »Führe dieses Weib durch das Hinterpförtlein; hier ist der Schlüssel zur Stadtmauer. Du wirst eine Leiter vom Stall nehmen, das Weib über die Mauer gehen lassen. Aber Gangolf, alles in der Stille, daß dich Niemand bemerke. Du wechselst mit dieser Vettel kein Wort, beantwortest keine Frage, und fragst nicht!« Darauf sprach er wieder zur Alten, die nun aufgestanden war und ein schmutziges Bündel unter den Arm nahm: »Bist du über die Stadtmauer, so halte dich links, immer der Mauer entlang, um die Stadt herum, in die Schachen, von da aufwärts zur Landstraße, die nach Schönewerth führt. Über die Bäche und Graben findest du Stege. Noch ist's von den Sternen hell genug. Der Tag graut schon; fort!«

Er selber leuchtete mit der Lampe voran, öffnete Gangolfen und der Zigeunerin die Thurmpforte

zum Schloßzwinger und ließ Beide gehen. »Leb' wohl, alter Schatz!« sagte die Zigeunerin mit vertraulichen wiederholtem Kopfnicken gegen Rüdiger. »Du hast mich bewirthet und geschirmt vor den Henkern. Halte meinen Ring wohl in Ehren!«

»Schweig, Nichtswürdige!« rief der greise Rüdiger mit zorniger, aber sehr gedämpfter Stimme; »oder ich breche dir das Genick, eh' es der Henker bricht.« Damit schloß er die Thurmpforte.

Gangolf, welcher die Zigeunerin in ihrem Rothwelsch' wenig verstanden hatte, glaubte doch daraus folgern zu können, daß sie mit seinem Vater in einer geheimnißvollen Verbindung gestanden und im Thurm Rore keineswegs hart behandelt worden seyn müsse. Es that ihm fast leid, daß ihm Schweigen auferlegt war. Doch beobachtete er's gewissenhaft, indem er seine verzeihliche Neugier mit kindlicher Ehrfurcht überwand. Er fand die Leiter; er öffnete das hintere Pförtlein; er führte die Alte zwischen Felsenstücken und Gesträuchen an der schroffen Halde unter dem Thurm wieder zur Stadtmauer, lehnte die Leiter an, stieg zuerst hinauf und ließ die Zigeunerin nachklettern. Als sie droben war, zog er die Leiter auf und setzte sie von außen an.

»Gibst du mir einen Zehrpfenig, so sag' ich dir Schönes!« redete ihn die Alte an, indem sie jen-

seits der Mauer schon den Fuß auf der obersten Leitersprosse hielt. Gangolf suchte einige Geldstücke und gab sie dem Weibe, nicht sowohl aus Mitleid, als aus Furcht vor geheimen Künsten der Zigeunerin, welcher Aberglaube in seiner Zeit auch die höhern Stände nicht verschonte.

»Goldsöhnchen!« sagte sie, indem sie mit den Fingern derselben Hand, in der sie das Geld empfing, die Stücke desselben behend hin und her schob und zählte: »Laß' dich's nicht reuen. Du wirst hochalt, ein steinreicher Mann. Mach' bald Hochzeit. Warte nicht, bis dein Väterchen heimkehrt; Väterchen kömmt lange nicht heim.«

— Du meinst meinen Vater? fragte Gangolf.

»Ich sage Dir's ja, schmuckes Kind. Denk' an mich. Ihn jagen die Hornissen. Thut nichts. Fängt Jeder seine Mücken; aber Mücken stechen. Thut nichts. Gehab' dich wohl, Goldkind!«

Die Alte machte eine Bewegung, hinabzusteigen.

»Noch einen Augenblick!« rief Gangolf. »Wer schickte dich nach Aarau?

Mich schickt Keiner. Der Morgen kömmt. Gehab' Dich wohl!

»Noch eins. Ich gebe Dir eine Handvoll Gold, wenn Du meinen Vater wieder gesund machst, wie er war, ehe du zu ihm kamst. Warum hast du ihm Übles angestellt?«

— Goldsöhnchen, was konnt' ich ihm Leides thun? Meinst, unser eins hat kein Herz? Väterchen soll an mich denken; hat mich gepflegt, hat mich gehütet. Hältst du Wort, wenn ich ihn heile?

»Gewiß. Bei meiner ritterlichen Ehre!«

— Ich suche ihm Balsam. Halt' Wort, dann siehst du mich wieder.

»Rede Wahrheit. Woher willst du den Balsam holen?«

— Goldsöhnchen, vom End.

»Was fehlt meinen Vater?

— Von End. Gehab' dich wohl. Siehst du die rothe Wolke?

»Wohin gehst du?

— Zum End! — Und mit diesen Worten war die Alte behend an der Leiter hinab. Sie verschwand schnell längs der Mauer.

Gangolf zog die Leiter zurück; stieg nieder, gab ihr den alten Ort und eilte in die Veste zurück. Die Pforte des Thurms war nur angelehnt; er sah seinen Vater auf der Wendeltreppe mit der Lampe stehen.

»Du lässest mich lange warten!« sagte Herr Rüdiger. »Ich hoffe, du wirst nicht mit der Zigeunerin gewortwechselt haben. Oder hast du?«

Sie bettelte. Ich gab ihr ein Almosen. Ich verstand kein Wort von Allen, was sie mir sagte. Es war Unsinn! — erwiederte Gangolf.

*

»Schließ' leise die Pforte, und folge mir!« sagte der alte Herr. Gangolf gehorchte und folgte seinem Vater, der ihn mit sich in denselben Saal führte, in welchem Gangolf und Isenhofer den vorigen Abend geplaudert hatten.

V. Der Entschluß.

Es schien sich während dieser Nacht mit dem alten Herrn eine große Veränderung begeben zu haben. Seine starre, todtenartige Ruhe oder Unempfindlichkeit war gewichen: seine Augen, seine Gesichtszüge hatten Leben und Bedeutung erhalten; doch lag darin ein furchtbar finsteres Wesen, welches dem Sohn nicht minder beängstigend entgegentrat, als die frühere leichenhafte Kälte.

»Welche Nachrichten bringst du aus Frankreich?« sagte Herr Rüdiger nach einer Weile.

Gangolf erzählte vom Anzug der französischen Kriegsmacht gegen Basel und den Rhein, von den Rüstungen der Zürcher und des römischen Königs, sagte endlich, daß er sich dem Dienste des Letzteren weihen möchte, setzte aber bei: »Doch nichts wider Euren Willen, mein theurer Vater. Und wenn Ihr befehlet, verlass' ich die Dienste, die ich bis jetzt bei dem Markgrafen geleistet.«

»Das will ich nicht!« entgegnete der alte Herr. »Aber folge deinem Gewissen; du bist frei. Der

König kann Dich zu Ehren erheben. — Gangolf, ich sage dir noch mehr, du bist arm. Nichts wirst du von mir erben, als den Freihof. Alles Übrige, was ich noch habe, gehört nicht mir, nicht Dir, sondern einem Dritten. Frage nicht weiter. Schlage Dich durch die Welt, wie du es vermagst. Thu' Alles, nur hüte deine Seele, daß sie nicht eine Beute des Teufels wird! — Ich verlange, daß du noch einige Tage im Freihof bleibest. Wir haben noch Vieles abzuthun; denn, Gangolf — »hier brach Herr Rüdiger plötzlich ab, und ging mit langsamen Schritten durch das Zimmer, wandte sich aber schnell wieder um und sagte: Also auch in Franken warst du? Sahst du die Trüllerey's, unsere Vettern?«

Ich traf sie im besten Wohlseyn. Doch mein Aufenthalt war kurz. Wir hatten —

»Da fällt mir ein, Gangolf,« unterbrach ihn sein Vater mit einem gleichgültigen Ton und einer Miene, als dächt' er ganz andere Sachen: »Du hast viel gesehen und gehört. Vernahmst du nicht zufällig vom Junker Jörg von End, dem Freiherrn? Er soll, glaub' ich, im Reinthal auf dem Schloß Grimmenstein sitzen oder gesessen haben?«

Gangolf erinnerte sich des Mannes nicht, und wollte fortfahren, von seinen Vettern, den Trüllerey's, zu erzählen; aber Rüdiger unterbrach ihn,

mit rascher Heftigkeit einen in sich lange ausgebrüteten Entschluß verkündend. »Es liegt eine große Reise vor mir. Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme.«

»»Wie, Ihr wollet eine Reise thun?«« fragte Gangolf erstaunt, und ihm fielen die Reden der Zigeunerin ein. »»Wohin? darf ich Euch begleiten?««

»Frage mich um nichts, Gangolf. Ich habe dem Himmel Gelübde gethan, die sollen gelöset werden!«

»»Doch werdet Ihr nicht so bald von hinnen ziehen wollen, mein Vater?««

»Morgen, übermorgen, in drei, vier Tagen, sobald ich Dir Alles übergeben habe. Du bist gekommen, vom Himmel in der Glücksstunde gesandt. Ich überantworte Dir Großes und Kleines. Eins bleibt verschlossen: das ist die Eisenkiste im obersten Gemache des Thurms. Diese wirst du nicht öffnen, bis du gewisse Botschaft von meinem Hinscheiden hast. Dann in Gottes Namen, ja dann! In der Kiste sollst du meinen Willen finden, und ich binde dir die Erfüllung desselben auf die Seele!«

Der Jüngling ergriff erschüttert die Hand seines Vaters und beschwor ihn mit Thränen im Auge und mit zitternder Stimme, daß er, wenn es möglich sey, den Freihof in dieser Zeit nicht verlassen solle; und müßt' er, daß er den Sohn zum Begleiter mit sich nehmen möchte, zum Schutz und zur Pflege. — Der alte Herr blieb unbeweglich.

»Ich habe ein heiliges Werk zu thun!« sagte Rüdiger. »Ich soll mich entsündigen, eh' ich zu den Vätern gehe. Störe mich nicht. Du bleibst im Lande und leistest der Stadt deine Bürgerpflicht. — Ich werde dir noch Manches sagen. Jetzt aber sollst du für deinen Gast sorgen. Die Sonne will aufgehen.« Mit diesen Worten entfernte sich Herr Rüdiger. Gangolf verlor sich in düsteres Sinnen.

VI. Vertrauen und Mittheilung.

Spät Morgens erwachte Gangolf's Gefährte von einem langen und tiefen Schlafe. Eine Spanne von seinem Bette ward er an seiner Seite den alten Rüdiger gewahr, gestiefelt und gespornt, aber in einem braunen, groben Wollenmantel gewickelt, dessen Kutte, von hinten über den Kopf gezogen, die Stelle einer Kappe versehen mußte. Neben demselben lag das entblößte Schwert. In den auf der Brust gefaltenen Händen hing ein Rosenkranz. Bläße hatten die scharfen Züge des Antlitzes überzogen. Er glich einem zur Schau gelegten Todten.

Doch bei Isenhofers erster Bewegung schlug auch Herr Rüdiger die Augen auf. »Ja, Ihr seyd der Isenhofer, der einst auf Greifensee durch hilfreiches Wort den treuen Schweizern männiglich Vorschub gethan. Jetzt kenn' ich Euch erst, wackerer Sänger!« so sprach der räthselhafte Greis. »Freund,

ich habe, wie jeder Schweizer, alles Vertrauen zu Euch; wollt Ihr mein Wandergefährte werden und mich nach Rom begleiten?«

»»Mit tausend Freuden, Herr Ritter. Doch vergesset nicht, daß Vertrauen auch des Vertrauens werth ist. Ich ziehe mit Euch, wofern Ihr mir mittheilt, was Euch bedrängt und zur Fahrt nach den heiligen Orten treibt.««

»Das hab' ich Niemanden noch offenbart!« sagte der Alte ernst. »Meister, ich habe zu dir alle Zuversicht gewonnen, wie nicht leicht zu einem Sterblichen. Was ich dir anvertrauen will, wird selbst mein Sohn erst vernehmen, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Du hingegen gelobst mir Verschwiegenheit, bis ich im Grabe liege.«

Isenhofer streckte die Hand zum Himmel und sagte: »»Bei Gott und seinen Heiligen allen!«« Dann reichte er dieselbe Hand bekräftigend dem Ritter.

»Mein armer Sohn! — Es ist ein starker und eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern! Der Glanz meines alten Hauses ist erloschen. Gangolf muß, als ein armer Söldner, durch die Welt ziehen, bis er dem Tode begegnet.«

»»Wollet Ihr für Gangolf Kummer leiden, dem sein Arm und Herz Überfluß gewinnen, sobald er ihn will?«« sprach Isenhofer. »»Erbe dereinst Eurer Güter, und — —««

»Nein!« unterbrach ihn Rüdiger rasch. »Er hat kein Erbe. Er wird ein Bettler seyn. All mein Besitzthum hat einen andern Herrn. Und dieser rechtmäßige Herr ist der Freiherr Jörg von End, Herr zu Grimmenstein im Reinthal. Hast du jemals von ihm gehört?«

»»Von manchem Ende,«« antwortete Isenhofer, »»aber von keinem Menschen, der sein Ende schon im Namen hat.««

»Ich war ein wilder Gesell,« fuhr der Ritter fort, »zur Zeit, als die Berner den Aargau einnahmen. Mein Vater hielt mich streng wie ein unmündiges Kind, doch hatt' ich damals meine dreißig Jahre schon voll. Wir waren selten zusammen eins. Im Zorne stieß er mich endlich von sich aus, und verbot mir, je wieder vor seinen Augen zu erscheinen. Ich ging lachend in die Welt hinaus. Ein gutes Pferd, ein scharfes Schwert, das war mein Reichthum. Ich trieb mich eine gute Weil' umher, anständigen Herrendienst zu finden. Als aber mein geringes Geld zur Neige ging, gerieth ich in's Verzagen. Heimzukehren in den Thurm Rore verdroß mich, als gemeiner Söldner und Knecht mit niedrigem Dienst den altadeligen Namen meines Hauses beflecken, schämt' ich mich. Da nannte ich mich Günther von der Weide, entschlossen, des schlechtesten Gewerbes wegen nicht roth zu werden.«

»Aber es kam anders. Als ich traurig zu St. Gallen in der Herberge saß, redete mich ein reicher Herr an, von etwa fünf und dreißig Jahren, der mit großem Troß von Pferden und Hunden angekommen war, den Abt zu besuchen. Er war schlank und schön, prächtig gekleidet, freigebig, lebhaft und gesprächig. Sobald er von mir vernahm, wo mich's drücke — ich erzählte ihm ein Mährchen vom Kriegsunglück — sprach er zu mir: »Wohlan, Günther von der Weide! Leute deines Schlages kann ich brauchen. Tritt in mein Gefolge; es soll dich nicht reuen!« — Das war der Freiherr Jörg von End. Ich folgt' ihm. In manchem Fürstenschlosse wohnte nicht so viel Wohlleben und Pracht, als auf der Burg Grimmenstein.

Nicht alles ist Gold, was glänzt,« sagt ein Sprichwort. Der Freiherr lebte in unglücklicher Ehe und täglichem Streite mit seinem Weib und den Verwandten desselben. Jörg war ein edler Mensch, aber reizbar, stürmisch, jähzornig; seine Gemalin hingegen tief verdorben, rachsüchtig, verschmitzt. Sie wiegelte nicht nur ihre Brüder gegen den Freiherrn auf, sondern stiftete selbst zwischen ihm und seinen eigenen Blutsverwandten Todfeindschaft. Er aber, dessen wilden Zorn im Hause Alle fürchteten, hatte Händel mit sämmtlichen Nachbarn weit umher, damals, als ich zu ihm kam, noch Fehde dazu mit

einigen Reichsstädten. Sein böses Weib wünschte ihm gern den Untergang.

Jörg gewann mich lieb. In manchem blutigen Strauß stand ich ihm wacker zur Seite. Er beschenkte mich fürstlich aus jeder gemachten Beute. Ich wußte mich in seine Launen zu schicken, sein Auffahren zu ertragen. Ich ward sein Freund, sein einziger in der Welt. Mir vertraute er Alles. Er weinte oft herzlich an meiner Brust, daß er so unglücklich sey, und meistens durch Schuld seiner eigenen Gemüthsart.

Nun begab sich ein großer Unfall. Es war im Frühjahr 1416, daß sich Junker Jörg nach Konstanz begab, um mit einigen Prälaten und Herren der Kirchenversammlung Unterredung zu pflegen. Er wohnte daselbst in großer Heimlichkeit, denn er hatte Fehde mit der Stadt. Niemand war mit ihm, als sein tückischer Edelknecht Konrad. Dieser, in der Hoffnung, durch Verrath viel Geld zu gewinnen, gab seines Herrn Aufenthalt an. Die Konstanzer wurden über Jörg's Frevel, sich in ihre Mitte zu wagen, wüthend, warfen den böslichen Angeber mit Harnisch und Gewand in den See und ertränkten ihn, denn die Feinde lieben nur den Verrath, nicht den Verräther; sie bemächtigten sich aber sogleich auch des Freiherrn und versicherten sich seiner Person. Als die Botschaft nach Grimmenstein

kam, daß die von Konstanz über den Junker Hochgericht halten wollten, spottete sein Weib; ich aber und wenige Getreue eilten dahin, um für des Herrn Leben zu bitten. Wir erreichten beim Rath zu Konstanz ohne Mühe, daß des Junkers Leben gefristet, seine Burg Grimmenstein aber den Konstanzern eingeantwortet und zerstört werden sollte.

Wie wir in den Thurm kamen, dem Junker dieß Urtheil zu hinterbringen, gerieth er in erschreckliche Wuth. Doch mußt' er sich darein ergeben. Da die Andern von ihm gingen, behielt er mich allein bei sich und sagte: »Sie sind allesammt Verräther und Schelmen an mir, die mich verderben wollen. Es soll ihnen allen nicht gelingen. Ich habe noch so viel, daß ich mehr als zwei neue Schlösser, wie Grimmenstein, bauen kann!« — Dann fiel er mir um den Hals und sagte: »Mein lieber Freund Günther, auf dich allein setz' ich meine Zuversicht, du kannst mich retten. Schwöre mir vor Gott, daß du verschwiegen seyn wollest. Ich möchte dir etwas Wichtiges vertrauen.« — Darauf that ich auf den Knien einen theuern Eid, nach seinem Willen zu leben.«

Hier hörte der greise Rüdiger auf zu erzählen. Er faltete seine Hände krampfhaft vor sich hin. Seine Augen waren halbgeschlossen, die Mienen seines Gesichtes schmerzhaft verzogen. Es zuckte sein Odem, als wenn er weine; doch entkam seinen Augen keine

Thräne. Mit den Lippen sprach er einige Mal leise das Wort: »Meineid! Meineid!« aus. Herr Isenhofer betrachtete den alten Mann neben sich mit Grausen und Mitleid, doch wagt' er denselben durch kein Wort zu stören.

VII. Meineid und Trug.

Endlich sammelte sich der Greis wieder und sagte: »Nun, Meister, du sollst ja Alles wissen! — Der Freiherr offenbarte mir, er habe eine Truhe, nicht nur voll geprägten und ungeprägten Goldes, sondern auch zum Theil voll von Perlenschmuck und edeln Steinen. Er bezeichnete mir den heimlichen Ort in der Burg, wo der Schatz wohl verborgen und verwahrt war, und sagte: »Eile nach Grimmenstein und bemächtige dich der Truhe. Bringe sie anher, und wär' ich noch nicht frei, so überantwortest du sie Niemanden, am wenigsten meinem Weibe, oder deren und meinen Blutsfreunden; sondern, lieber Günther, du bewahrest sie, bis ich sie selber dir abfordere, oder der dir in meinem Namen — hier zog er mir den Ring vom Finger ab — diesen deinen Ring zurückbringt, den ich von nun an bis dahin behalte.« Nachdem Freiherr Jörg dieses gesprochen hatte, eilt' ich, seinen Auftrag zu vollstrecken. Ich fand den Schatz von Grimmenstein und hob ihn am Ostersonntag, kurz vorher,

ehe die Veste denen von Konstanz eingeantwortet wurde. Ich verbarg mich, weil die Gegend unsicher war, in einer Bauernhütte. Ich sah am Dienstage die Flammen aus der Burg aufsteigen. Wie ich nach Konstanz kam, sagten sie mir, der Freiherr Jörg von End sey losgelassen; man wisse nicht, wo er hingekommen.

Rüdiger schwieg hier abermals, als müsse er Kraft schöpfen. Dann fuhr er mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme fort: »Isenhofer, da ward ich vom Teufel versucht und vollkommen überwältigt; denn ich eignete mir den Schatz zu, floh nach Straßburg, kaufte mir prächtige Kleider, legte meinen falschen Namen ab, und kam stattlich wieder gen Aarau in die Veste Rore zu meinem Vater. Als dieser von mir erfuhr, daß ich im Kriege reiche Beute gemacht habe, womit ich sein verpfändetes und verschuldetes Gut frei machen könne, ward er mir sehr hold und gewogen; ließ mich nicht mehr von sich und vermählte mich. Ich aber konnte von nun an nimmermehr froh seyn. Ach, wie glücklich ist des unschuldigen Armuth gegen den schuldvollen Reichthum! Mein Weib war die zärtlichste Gattin und Mutter, ein Muster christlicher Frömmigkeit; sie starb wie eine Heilige, und selbst ihre Fürbitte gibt meiner wunden Brust den Frieden nicht wieder!

Erst zwanzig Jahre nach der Zerstörung des Grimmensteins forscht' ich, doch heimlich nur, nach dem Lose des Freiherrn Jörg von End. Ich durchreisete die Gegenden im Rheinthal. Ich sah die Trümmern seiner Veste. Acht Tage lang hatten sechzig Mann arbeiten müssen, um die dicken Mauern zu schleifen. Ich sprach die Verwandten des Freiherrn. Sie besaßen sein Gut; aber Niemand wußte, wohin der Freiherr Jörg gekommen sey, der nach Einäscherung seines Schloßes noch einige Jahre am Bodensee auf seinen Gütern gewohnt hatte, und dann, nach dem Tode seiner ruchlosen Frau, für immer verschwunden war. Einige sagten, er sey in ein Kloster gegangen; Andere, er sey nach Jerusalem auf die Wallfahrt; Andere behaupteten, Reisende hätten ihn in Tirol als Waldbruder gesehen.

»Nun aber bin ich auf, ihn zu suchen. Ich weiß, er lebt! Gottes Erbarmen ist mit mir; es will nicht des Sünders Tod, sondern Erlösung vom Meineid! Ja, er lebt! Es ist mir vom Himmel selber offenbart. — Nun, Meister Isenhofer, weißt du Alles. Du willst mein Gefährte seyn. Ich suche den betrogenen, verrathenen Freund, daß ich ihm das Seine zurückgebe. Noch kann ich alles erstatten. In der Trüllereyen Hand soll kein unrecht Gut liegen; aber Gangolf und ich sind Bettler. Ich habe mein Haus bestellt!«

Hier schwieg der Alte. Meister Isenhofer betrachtete ihn seitwärts, wie er mit in den Schoos gefaltenen Händen, auf die Brust niedergesenktem Haupte, bleich und erschöpft neben ihm stand, und sagte dann: »Ritter, Euer Meineid, Euer Verbrechen jagte mir einen Schauder ab. Ihr ward ein großer Sünder, aber Ihr fangt jetzt schon an, die Wege des Bessern zu gehen; auch sühntet Ihr Euren Fehltritt genug durch die verlornen Freuden Eurer schönsten Lebensjahre. Seyd getrosten Muthes. Ich helf' Euch den unglückseligen Freund suchen, und wär' er am Ende der Welt. Indessen müßt Ihr mir doch sagen, woher Ihr wisset, daß er noch lebt?«

Rüdiger seufzte schwer auf, gab jedoch keine Antwort.

— Sollte vielleicht Betrug und betrügerische Hinterlist? —

»Nichts, nichts!« rief Rüdiger heftig. »Jörg von End ist mir selber erschienen.

— Wie, er selber? fuhr Isenhofer mit Erstaunen auf. Im Traum?

»Nicht im Traum!« sagte Rüdiger. »O das war kein Träumen! Lebendig war er's. Wie du hier neben mir, so stand er vor mir im Thurm Rore zu Aarau, es sind noch keine zwölf Wochen.«

— Löst mir dieß Räthsel!

VIII. Des Schuldbelasteten Strafe.

»Seit manchem Jahre,« so fuhr Rüdiger fort, »hatte ich die Edelsteine und das Perlengeschmeide nicht betrachtet, denn ich konnte das nie ohne Zittern. Nun geschah es dennoch. Mein Sohn Gangolf war auf der Heimreise von Paris. Und als ich den Reichthum beschaute, gerieth ich in schwere Versuchung. Es gelüstete mich, den Schatz zum Ankaufe von Zehnten und Bodenzinsen zu verwenden, auf daß man sehe, Gangolf, mein Sohn, sey kein armer Ritter. Doch gelobt' ich der heiligen Jungfrau in der Kapelle der Klosterfrauen zu Aarau den schwersten Perlenschmuck, daß sie meine Fürbitterin bei Gott werden möge. Ich schrieb der Priorin und dem Konvent der Klosterfrauen wirklich den Übergabebrief, und dachte, ihn folgenden Tages selber in deren Hofstatt zu tragen.«

»Darüber war es Nacht geworden. Als ich zu Bett gegangen und noch nicht ganz eingeschlafen war, ward ich aus dem Halbschlummer geweckt. Denn in der Stube ward ein Geräusch, und ich hörte mich bei meinem falschen Namen deutlich und von einer bekannten Stimme rufen: »Günther von der Weide!«— Ich erschrack außer der Maßen. Ich hielt die Augen verschlossen. Mich fror. Ich wollte mir selber weiß machen, es sey Traumwerk. Dar-

auf ward ich noch einmal gerufen, viel heller, denn das erste Mal. Die Stimme hallte im Thurm wieder. Bey dem dritten Ruf aber konnt' ich mich selbst nicht mehr täuschen. Der Mund dessen, der mich beim falschen Namen nannte, war hart vor meinem Ohr'; ich fühlte seinen eiskalten Odemzug; —ich fühlte seine kalte Hand, wie sie sich tief in meine Brust einkrallte, als wollte sie mir das Herz aus der Brust reißen. Ich that einen Schrei vor Schmerz. Ich sprang aus dem Bett. Der Mond im letzten Viertel leuchtete hell über den Hungerberg in mein Gemach.«

Isenhofer lächelte mitleidsvoll und hätte den Greis, dessen Gesicht immer zerstörter ward, gern beruhigt. »Laßt es gut seyn,« sagte er, »also doch ein Traum, und nichts weiter!«

»Ein schwerer Traum?« entgegnete der alte Ritter, nestelte dabei Wamms und Leibchen auf, entblößte weit die breite Brust und deutete mit dem Finger auf die Stelle des Herzens. Da sah man diese Stätte blaugelb unterlaufen, und rings um fünf Wunden, die geblutet hatten, wie von den Fingernägeln eines Mannes eingeschlagen, alle noch von verhärtetem Blut darüber deutlich gezeichnet. Genau ließ sich die Stelle, wo der Daumnagel gelegen, durch die größere Narbe und ihre gleichweite Entferung von den vier übrigen Wundmaa-

len erkennen. »Heißt das träumen?« sagte der Alte mit gedämpfter Stimme, und bedeckte sich die Brust wieder. Isenhofer'n ward etwas wunderbar zu Muth. Er konnte seine Augen nicht Lügner heißen, und wollte doch, seinen Augen zu gefallen, nicht den Verstand weggeben.

»Aber nun sah ich ihn ja selber!« fuhr Rüdiger fort. »Jörg von End saß auf der Eisenküste, worin die Truhe mit dem Schatz liegt. Der Mond beschien ihn zur Hälfte klar, daß ich jedes Zucken seiner Mienen, jedes Haar seines Kopfes deutlich sah. Ich bin kein Furchtsamer. Doch bei dem Anblick empfand ich, daß sich mein Haupthaar vor Entsetzen emporsträubte. Da streckte er die Hand in den Mondschein aus und sagte: »Kennst du den hier noch, Günther?« — Er zeigte mir meinen Ring, mit dem grünen Smaragd darin, den er mir in Konstanz vom Finger gezogen hatte, und drehte ihn links und rechts im Licht des Halbmondes. Ich erkannte meinen Ring. Dann steckte er denselben wieder an seine linke Hand und sagte: »Keinen Stein, keine Perle sollst du von meinem Eigenthum vergeuden, meineidiger Günther, oder ich fordere dir deine Seele ab. Bilde dir morgen nicht ein, ich sey nicht bei dir gewesen. Morgen hast du zum Wahrzeichen diesen Ring an der Hand. Wo ich aber bin, sage ich dir nicht. Es ist an Dir, Mein-

eidiger, mich zu suchen. Ich habe dir nun den Seelenfrieden aus der Brust gerissen!« —

»Als ich dieses hörte, ging ich zitternd gegen ihn, kniete vor meinem alten Herrn und Freunde nieder und sagte: Seyd Ihr es denn wirklich selber, oder ist es Euer abgeschiedener Geist, der wegen des Schatzes umhergeht? — Er aber setzte seinen Fuß gegen meine Brust, und stieß mich mit solcher Gewalt, daß ich weit zurückflog, und, mit dem Gesicht gegen die Mauer geschmettert, die Besinnung verlor. Ich lag noch Morgens am Erdboden, als ich mein Bewußtseyn wieder erhielt. Ich fühlte mich sehr schwach. Die Fußdielen des Gemachs waren weit mit Blut überflossen. Mein Gesicht war blutig. Ich hatte den Schmerz der Wunden auf der Brust. In meinem Gemach lag Alles in unbegreiflicher Zerstörung, und die Übergabe-Schrift fand ich zerrissen in meinem Blute.«

Isenhofer schüttelte, als der Alte schwieg, ernsthaft den Kopf, wie Einer, der mit sich selbst uneins ist. »Indessen ist es doch nur ein Traum, ein fieberhaftes Delirium, mit halb dunklem Bewußtseyn verbunden, gewesen!« sagte er zu Herrn Rüdiger. »Euer Geblüt mochte von Gedanken an die vergangene Zeit, oder vom Schreiben und Nachdenken erhitzt seyn. Ihr fühltet Fieberangst, hörtet Stimmen, empfandet Schmerz, kralltet bewußtlos

unter krampfhaftem Schmerz Eure eigene Faust in Euer Fleisch ein, sprangt aus dem Bette, träumtet mit offenen Augen, richtetet die Zerstörung an, während die Einbildungskraft in Fieberwehen Gespenster zeigte, bis Ihr in einer Art von Betäubung das Gesicht an der Wand zerschlugt und in starker Verblutung ohnmächtig wurdet. So ist es auch; denn Krankheitsumstände dieser Art gehören nicht zu den unerhörten.«

Der Alte verneinte aber mit stillem Kopfschütteln; hob die Hand, und zeigte an derselben einen dicken goldenen Ring, in dessen Kästlein ein grüner, zierlich geschliffener Smaragd mit der Trüllereyen Wapen zu sehen war. »Da ist der verheißene an meiner Hand wieder!« sagte Herr Rüdiger. »Vor acht und zwanzig Jahren zog ihn mir Jörg von End ab; seit drey Monaten trag' ich ihn wieder.

Verblüft starrte der weltkluge Minstrel bald den verhängnißvollen Ring, bald den Nachbar an. Sein Verstand zermarterte sich vergebens, den Knoten des grauenvollen Räthsels zu lösen, und behielt doch die feste Überzeugung, daß hier Selbsttäuschung oder Betrug obwalte. In diesem Widerspruch mit sich verzog er die Miene zum Lachen über sich selber. Rüdiger bemerkte es mit verdrüßlichem Blick, und sagte: »Du zweifelst noch an der Wahrheit?«

IX. Zweifel gegen die Erscheinung.

Nach einigem Nachdenken rief Isenhofer: Seyd Ihr aber auch gewiß, daß Ihr den Jörg von End, und keinen Andern in der Nacht bei Euch sahet? Woran erkanntet Ihr ihn sogleich und so bestimmt?

»An seinen Geberden, an seiner Stimme — ich möchte sagen, an seiner Kleidung sogar!« antwortete Rüdiger. »Er war ganz so, wie ich ihn immer gesehen hatte.«

— Nun denn, schrie Isenhofer lebhaft, so konnte das der Freiherr nicht seyn, sondern Eure Einbildungskraft entlehnte dessen Gestalt aus Eurem Gedächtniß. Bedenkt Ihr nicht, daß der Mann, der vor acht und zwanzig Jahren erst fünf und dreißig alt war, jetzt ein Greis von drei und sechzigen seyn müsse?

Herr Rüdiger ward durch diese einfache Bemerkung sehr überrascht. Er schaute ein Weilchen sinnend, und an sich selber irre geworden, in's Blaue hinaus; dann sagte er halblaut: »Aber dieser Ring! es ist doch wahrhaft der, welchen ich dem Freiherrn gegeben.«

— Und Ihr hattet ihn Morgens nach der Erscheinung am Finger? fragte Isenhofer.

Der Ritter antwortete: »Das nicht! Aber am Abend desselben Tages, als ich unter der Pforte

meines Thurms stand, stürzte ein häßliches Zigeunerweib in den Freihof, das von den Stadtknechten verfolgt ward. Es hatte ein Huhn gestohlen. Wegen so unehrbarer Sache wollt' ich der Hexe keine Freistätte gewähren; sie aber betrachtete mich scharf mit den schwarzen Augen und sagte: »Sey gegrüßt, Herr Günther von der Weide, wenn du mich aus dem Freihof stoßest, so hast du dein Glück verstoßen. Du kennst mich nicht, aber ich kenne dich an der Schramme über der linken Augenbraune. Weißt du, wir sahen uns im alten Bauernhauf', da du die Truhe von Grimmenstein versteckteſt, und das Schloß des Jörg von End brannte?« — Isenhofer! da erstarrte ich, als das Weib solches sprach. Es nahm meine Hand und betrachtete darin die Linien und sagte: »Du suchst Verlornes; ich bring es dir, wenn du mich verbirgst und aus den Händen der Verfolger rettest. Du hast Kummer, und ich kenne das Kräutlein dafür.« — Ich verbarg darauf die Zigeunerin in eine verborgene Kammer des Thurms. Da fragt' ich: »Wenn du wahr redest; so zeige mir das Verlorne, was ich suche.« — Sie übergab mir grinsend den Ring, welchen sie im Walde bei Winterthur gefunden zu haben vorgab. Und als ich in sie drang, mir zu sagen, von wem sie wisse, daß er der meinige sey? sagte sie: Vom Wappen über der Pforte des Freihofes.«

—Die Diebin hat ihn gestohlen! rief Isenhofer. Doch ein Werk der ewigen Vorsicht ist's, daß Euch der Goldreif zukam, während Ihr die Nacht zuvor im Rausch des Fiebers Dinge träumtet und sahet, welche Euch beinahe schon dreißig Jahre lang gefoltert haben.

»Ach, welche Peinen habe ich gelitten; und welche leide ich noch!« rief der Greis. »Kein Unglück und Jammer ist größer, als der, welcher aus Meineid und Schuld entspringt! —»Hier schwieg der Unglückliche, den seine alte Bangigkeit nun wieder mehr, als je, zu überfallen schien. Er schloß seine dürren Hände krampfhaft in einander und starrte mit erstorbenen Blicken vor sich hinaus.

X. Ende der Leiden.

Noch schwiegen Beide, der alte Rüdiger tief in seinen reuevollen Schmerz, Isenhofer in Betrachtungen versunken, als Gangolf rasch in ihre Mitte trat. Er war so eben von einem Morgenritte in die Umgebungen Aarau's zurückgekehrt. »Ich habe einen Gast mit mir gebracht, Vater,« rief er beim Eintritt. »Einen Barfüßermönch, der ohne Beistand auf der Straße umgekommen wäre. Er konnt' aus Altersschwäche das vorgesteckte Ziel seiner Reise gestern nicht mehr erreichen und sah sich gezwungen, die kalte Nacht im Falkensteiner Hain zuzubringen.

Erstarrt und fast leblos habe ich ihn gefunden. Der Imbiß hat ihn aber gestärkt. Ich ließ ihn in das oberste Gemach des Thurms bringen, wo ihn die reinste Luft und die herrliche Aussicht erquicken mag.«

Rüdiger, der eine hohe Achtung für fromme Männer hatte, billigte Gangolfs Verfügungen. »Wir wollen selbst zu ihm hinauf,« sprach er, »und sehen, was Noth thut.«

Der alte Priester, noch immer erschöpft, hatte sich mittlerweile auf eine schwarze Eisenkiste gesetzt, die seitwärts vom Fenster stand. Rüdiger, von Isenhofer und Gangolf geleitet, öffnete die mit Eisenblech beschlagene Pforte. Als er aber den Alten auf der Eisenküste sitzend erblickte, drang ein kalter Schauder durch seine Seele; denn er erinnerte sich jener Nacht, da er im Fieberwahnsinn die Gestalt seines alten Herrn und Freundes Jörg von End auf derselben Kiste sitzend gefunden. Mit verbleichendem Gesicht erforschte er die Züge des Barfüßers. Gott, — er sah den Freiherrn von End vor sich! Er sah die hohe, lange Gestalt, aber ihre Schönheit durch die Macht der Zeit verdorret. Die ehemals edlen, weichen Züge des Gesichts waren fast bis zur Unkenntlichkeit schroffer gezogen, und die stolze Römernase des einst vollen Gesichtes hatte jetzt alles Ebenmaß und Verhältniß verloren.

Nur in den Augen brannte noch unerloschen die Gluth eines Herzens voll ewiger Jugend.

Herr Rüdiger faltete, seiner im Entsetzen beinahe selber nicht bewußt, die Hände, und trat zitternd gegen den ehrwürdigen Alten, welcher ihn mit sonderbaren, durchdringenden Blicken beobachtete. »Seyd Ihr es denn wirklich, Freiherr Jörg von End, oder ist's Eurer abgeschiedener Geist, der wegen des Schatzes umgeht? Wie haben Euch die Jahre umgewandelt! Erkennt ihr mich, mein ehemaliger gnädiger Freund und Gebieter?«

Der Mönch antwortete nicht, bewegte sich nicht, sondern betrachtete mit Befremden und Erstaunen den knieenden Greis.

Nach einer langen Stille, in welcher der bußfertige Ritter die Augen zu Boden gesenkt hielt, hob dieser abermals die Hände flehend empor und sagte: »Noch hat sich mein Knie vor keinem Andern gebeugt, als vor Gott und des römischen Königs Majestät. Aber der Meineidige beugt sich jetzt reuig vor seinem Herrn, den er betrogen und zum Bettler gemacht. Die Truhe von Grimmenstein ruht aber noch in diesem Eisenkasten; und was ich vom Schatz an Gold entwendet habe, sollet Ihr an liegenden Gütern zurückempfahen, alles bis auf den letzten Heller. Sprechet mir darum voll Erbarmens Eure Gnade und Vergebung zu, auf daß ich Elen-

der von meiner langen Angst erlöset werde und im Frieden von hinnen scheiden könne!«

Der Alte sprang hastig vom Sitze, blieb aber wie gebannt und erstarrt stehen. Da derselbe immer hartnäckig im Schweigen beharrte, hob der gebeugte Rüdiger, mit Thränen im Auge, an zu erzählen, wie er den Freiherrn vergeblich einst in Constanz gesucht und nicht mehr erfahren können, wohin sich derselbe gewandt gehabt hätte; darauf sey er der Versuchung unterlegen und mit dem Schatz von Grimmenstein in die väterliche Burg Rore gezogen.

Der Barfüßer zuckte einige Mal auf, als wollte er reden. Endlich, ohne die Beichte vollenden zu lassen, schrie er mit gewaltiger Stimme: »Seyd Ihr denn Günther von der Weide?«

»So hieß ich auf Grimmenstein. Auch mein Name sogar war Betrug!« sagte Herr Rüdiger, und erzählte ehrlich, was ihn damals zu dieser Unwahrheit bewogen hatte.

»»Günther von der Weide!«« rief der Geistliche wieder, ihn unterbrechend. »»Günther, armer Günther!«« — Er trat zwei Schritte vor. Aus seinen Augen stürzten helle Thränentropfen über die hohlen Wangen in den eisgrauen Bart. Er beugte sich zu dem greisen Jugendfreund nieder und schloß ihn, übermannt von Erinnerungen einer fast verdämmerten Vergangenheit, an sein Herz. Die Greise blie-

ben lange in der stummen, ungestümen, thränenvollen Umarmung, als wären sie um dreißig Jahre ihres Lebens ärmer und stürmische Jünglinge geworden. Man mag dieß vielleicht unnatürlich finden, so lange man nicht weiß, daß das höhere Alter wieder jene Lebendigkeit der Gefühle in das reizbare Gemüth zurück empfängt, welche einst die Jugendtage verschönten. So führt auch die herbstliche Jahreszeit, — nur nicht unter Blüthen, sondern unter Früchten, — die milde Lieblichkeit des Frühlings in aller Pracht wieder zur Natur zurück, obgleich beim Schimmer einer südwärts weichenden, nicht von daher kommenden Sonne.

»Löset die Sündenschuld von meiner Seele!« rief Herr Rüdiger: »Lasset mir die Gnade widerfahren. Alles soll zurückerstattet werden bis auf den letzten Heller. Sprecht Eure Verzeihung über mich aus!«

Längst war dir verziehen,« erwiederte der Freiherr. »Was du von meinem Gute hast, sey dein und deines Sohnes Erbe. Ich habe der Welt und ihren eitlen Gütern abgeschworen und das Gelübde der Armuth gethan. Wie sehr der Reichthum drücke, du hast es erfahren, mein unglücklicher Freund, und eitles Gold mit dem Glücke deines ganzen Lebens bezahlt! Es sey nun die Ruhe mit dir. Gott geb' dir den Frieden, mein Günther!«

Diese Stunde hatte das ganze Wesen Rüdigers

verwandelt. Seine Züge waren anders, sein Blick ruhig und fest geworden. Man sah es ihm an, daß eine große Schuld von seiner Brust abgewälzt worden. Vieles sprachen noch die Freunde, erheitert durch Gangolfs und Isenhofers Entzücken, die über die unerwartete Wendung dieser Angelegenheit in Entzücken schwammen. Zwar angegriffen und erschöpft, aber freudig und friedenreich legte sich der greise Rüdiger zu Bette, nachdem ihm sein treuer Freund mit Tröstungen der Religion und der Freundschaft die Seele weich und das Herz reich gemacht hatte. Als aber am nächsten Morgen der Barfüßer, Gangolf und Isenhofer in sein Gemach traten, um ihn aus dem friedlichen Schlummer zum Imbiß zu wecken, sahen sie bald, daß sein Geist von der irdischen zur ewigen Ruhe hinübergewandelt. Lächelnd lag der Todte auf dem Bette, wie ein süß Entschlafener. In seinen friedlichen, bleichen Zügen las der Menschenkenner: Er hat gebüßt, er zog ein nach langer Qual zur ewigen Freude!

Gangolf stürzte sich mit einem Schrei des Jammers über den Verschiedenen. Der Priester sank auf die Knie und sprach: »Laßt uns den Finger des Herrn ehren. Es geschehe Sein Wille!« Nun betete er für das ewige Wohl des Geschiedenen. Und als er bald darauf die in Trauer versenkte Burg verlies, nachdem er dem alten Freund die letzte Ehre erwie-

sen und seine Hülle eingesegnet hatte, erneuerte er die gemachte Schenkung, ermahnte den weinenden Gangolf, redlich und wahr zu bleiben sein Lebenlang, und rief: »Ich bin glücklich in meiner Armuth, denn der Friede ist mit mir. Und darum will ich in dieser verharren, denn nah ist die Stunde, die mich vereinen wird mit meinem Günther; und werden dann nicht alle Leiden, die ein ehrgeiziges und thörichtes Leben geschaffen, wie ein böser Traum scheinen, über dessen End wir frohlocken?«

Inhalt.

		Seite
I.	Gewinn im Verlust	1
II.	So groß ist die Macht des Gewissens .	5
III.	Was heute seyn kann, lasse nicht für morgen	10
IV.	Kein Gold gewinnt der Mutter Lieb und Treu'	16
V.	Kein Schleier ist für den Betrug zu dicht	21
VI.	Ein edler Mensch blickt gern auf die Vergangenheit zurück	30
VII.	Eines Trunkenbolds Leben und Ende .	39
VIII.	Ein guter Gott wacht über uns . . .	50
IX.	Mehr, als Menschensatzung, das Bewußtseyn	55
X.	Vor allen sey gehorsam, jeder Pflicht getreu	62
XI.	Ein warnender Spiegel für's Leben .	76
XII.	Vertrau', und lass' den Himmel walten	81
XIII.	Der Ärmste auch wird reich durch seine Tugend.	91
XIV.	Und ich baue auf Gott	95
XV.	Entschlossen handle, und der Sieg ist dein	103
XVI.	Glück bessert schlechte Diener nicht . .	108

Seite

XVII. So Manches fügt sich wunderbar im Leben 114

XVIII. Der Sünder entkommt dem Arme der Gottheit nicht 125

XIX. Sein Elend sieh', und bess're dich . . 131

XX. Wer duldet, dem wird Glück zum Preis 143

XXI. So ward Fleiß und Treu' belohnt . . 159

XXII. Gewissensruh' ist mehr, als Geld und Gut 163

XXIII. Kostbar ist die Zeit zur guten That . . 175

XXIV. Ein schönes Leben und ein schöner Tod . 183

XXV. Als Gatte, Vater, und als Mensch erhaben 185

XXVI. Das Verbrechen straft sich selbst . . 192

XXVII. Ehrlich währt am längsten 197

XXVIII. Vor allem bedenke das Ende 200

XXIX. So fällt, wer von der Liebe läßt . . 208

XXX. Qualreiche Schätze, glückselige Noth . 218

In allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes sind noch nachstehende Werke von demselben Verfasser zu haben:

(Die Preise in Conv. Münze.)

Sey gut; das Glück kommt dann von selbst. Erzählungen und Skizzen für junge Leute, welche bei einem ernsten Blick in die Zukunft Ermunterung und Trost finden wollen. Wien, 1828 brosch. 48 kr. Mit einem Titelkupfer.

Alle Hülfe kommt von Oben. Fünf Erzählungen für die edlere Jugend. Mit einem Kupfer. Zweite Auflage. Wien, 1828. 18 kr.

Lebensspiegel. Erzählungen für die reifere Jugend zur Beförderung der Menschen-, Tugend- und Vaterlandsliebe. Wien, 1827. Auf Velinp. steif gebunden: 1 fl., Postpap. brosch. 40 kr.

Des Lebens Sturm und Sonnenschein. Erzählungen und Skizzen aus dem Leben guter und entarteter Menschen; der reiferen Jugend zur Ermunterung und Lehre. Wien, 1828. 8. Mit einem Titelkupfer. 48 kr.

Das Concept des Lebensklugen. Anleitung zur Verfassung gerichtlicher und aussergerichtlicher Aufsätze, besonders: Briefe, öffentlicher Gesuche, Testamente u. s. w., für die reifere Jugend und Alle, welche ihren Styl auf eine leichte und angenehme Weise bilden wollen. Wien, 1828. 8. Mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des Verfassers. Brosch. 1 fl.

Der junge Mann in der Welt. Eine freundliche

Anleitung, leicht, glücklich und angenehm mit Menschen aus allen Ständen zu leben. Zunächst zum Besten junger Leute. Wien, 1826. Zweite Auflage 48. kr.

Luise. Freundlicher Rath für die reifere weibliche Jugend, im geselligen Leben zu gefallen und zu beglücken. Wien, 1826. 48 kr.

Die Wahrheit im Blumenkleide. Klugheitslehren, Lebensregeln, moralische Sätze in allegorischen Bildern. Zur sittlichen Veredlung, zur geistigen Bildung, zur freundlichen Erheiterung besserer Menschen. Wien, 1826. Zweite Auflage. 48 kr.

Der Mensch und das Geld. Wohlgemeinte Rathschläge, Geld redlich zu erwerben, es klug zu erhalten und weise zu verwenden. Zur ernstlichen Beherzigung für junge und alte Leute, für niedere und höhere Stände. Wien, 1826. 48 kr.

Was macht uns glücklich? Dem Glücklichen zur Warnung, um glücklich zu bleiben; dem Unglücklichen zur Lehre, um glücklich zu werden — zur Erkenntniß, zur Beruhigung, zum Troste für Alle. Wien, 1826. Zweite Auflage. 18 kr.

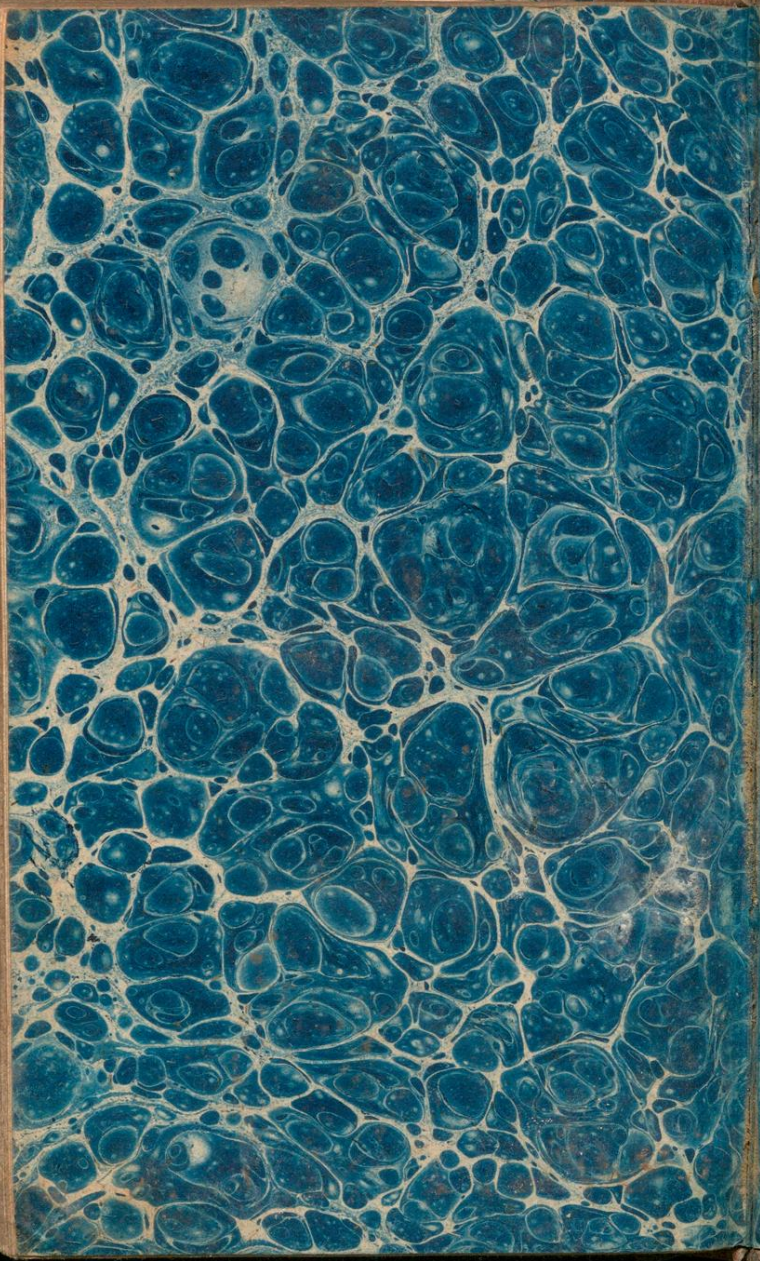
Veilchenblätter. Zur Erheiterung in trüben, zur Unterhaltung in freien, zur Beschäftigung in müßigen Stunden. Brün, 1825. Mit gestochenem Titel. 45 kr.

Der Schüler, wie er seyn soll; oder: Der Schüler in seinen häuslichen Verhältnissen, in der Schule, im Gotteshause, bei Festen und Vergnügungen. Wien, 1825, mit einem Kupfer: 50 kr.

Endlich sind hier noch nachstehende Schriften, von dem Verfasser dieses Buches herausgegeben, zu haben:

Feyerstunden der edleren Jugend. Eine Sammlung der besten Erzählungen und Novellen, zur Veredlung des Herzens, zur Erheiterung des Geistes der vaterländischen Jugend. 36 Bändchen in drei Jahrgängen. Der Jahrgang: 3 fl. 12 kr.

Weisse's, des Kinderfreundes, Jugendtheater. Der geseligen Freude und sittlichen Veredlung guter Kinder bestimmt. Den Zeitbedürfnissen gemäß eingerichtet, und durchaus verbessert von Ebersberg. In 8 Bändchen. Wien, 1827. 2 fl.

Glück und Freude sey mit Dir! Almanach für die Jugend. Die zwei Jahrgänge 1828 und 1829, jeder 48 kr. Mit Kupfern, brosch.

57248
~~22303~~
Il